



HEBRÄISCH UND SEMITISCH.

HEBRÄISCH UND SEMITISCH

PROLEGOMENA UND GRUNDLINIEN

EINER

GESCHICHTE DER SEMITISCHEN SPRACHEN

NEBST EINEM

EXKURS ÜBER DIE VORJOSUANISCHE SPRACHE ISRAELS
UND DIE PENTATEUCHQUELLE PC.

VON

EDUARD KÖNIG

DR. PHIL. UND THEOL., ORDENTLICHEM PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BONN.



BERLIN,
VERLAG VON REUTHER & REICHARD
1901.



Vorwort.

Die komparative Betrachtung der Spracherscheinungen ist noch nicht die letzte Aufgabe, die von der Sprachwissenschaft gestellt wird. Deren höchstes Ziel liegt vielmehr in der Erforschung des geschichtlichen Zusammenhangs, der Entwickelungsgesetze und des Ausgangspunktes der sprachlichen Phänomene.

Die semitischen Sprachen, die erst seit kaum mehr als einem Jahrzehnt angefangen haben, eine komparative Grammatik zu besitzen, entbehren einer historischen Grammatik noch ganz. Bausteine zu einer solchen sind freilich von vielen glänzenden Förderern der semitischen Sprachwissenschaft — in erster Reihe dem Altmeister Theodor Nöldeke — aus den geheimnisvollen Schächten des Sprachschatzes herausgegraben worden. Aber der Aufbau einer historischen Grammatik des Semitischen ist noch nicht unternommen worden. Noch werden Erwägungen über die Fundamente eines solchen Baues und die Reihenfolge seiner Stockwerke gepflogen.

Der Unterzeichnete meint nun, dass er wenigstens diese Vorarbeiten zum Abschluss bringen kann. Denn er hofft,

von einem historisch gesicherten Punkte aus die wirkliche geschichtliche Reihenfolge der semitischen Sprachen aufzeigen und so etwas dazu beitragen zu können, dass die gegenteiligen Ansichten, die über dieses Problem in älterer und neuester Zeit vorgetragen worden sind, in die richtige Beleuchtung gerückt werden.

So gehe denn dieses Büchlein, das nach seinen Grundzügen vor zwölf Jahren entworfen wurde, endlich hinaus, und möge es ihm gelingen, bei allen seinen Lesern wenigstens die Überzeugung hervorzurufen, dass seinem Verfasser die Liebe zur geschichtlichen Wahrheit auch in solchen Partien die Feder geführt hat, in denen er die Ansichten verdienter und verehrter Mitforscher diskutieren musste!

Bonn, den 12. April 1901.

Ed. König.

Übersicht des Inhalts.

Die letzte Frage, die von der wissenschaftlichen Betrachtung an eine Erscheinung gestellt wird, ist die Frage nach den Gesetzen ihrer Entwickelung und nach ihrem Ausgangspunkt. Dies hat sich auch bei der Erforschung der hebräischen Sprache gezeigt. Denn nachdem die Beobachtung der einzelnen Momente, aus denen sich die Individualität des Hebräischen zusammensetzt, zu immer grösserer Vollständigkeit fortgeschritten ist, und nachdem man diese sprachliche Individualität durch Vergleichung mit ähnlichen Sprachgestalten aufs deutlichste in ihrer Eigenart erkannt hat, ergiebt sich als letzte Frage noch diese, welches der Ausgangspunkt und die Entwickelungsrichtung des hebräischen Idioms gewesen seien.

Gewiss wird diese Frage jetzt nicht zum ersten Male gestellt. Vielmehr hat der menschliche Geist längst, als in der Betrachtung der hebräischen Sprachgestalt selbst und in ihrer Abgrenzung von andern Sprachindividuen nur erst die untersten Stufen erklommen waren, auch sofort das Bedürfnis gefühlt, die Etappen der Entwickelung des Hebräischen und ihren letzten Ausgangspunkt zu erforschen. Aber diese Frage drängt sich jetzt, wo die induktive Beobachtung der einzelnen hebräischen Spracherscheinungen und ihre komparative Würdigung einen sehr hohen Grad erreicht haben, um so mächtiger in den Vordergrund.

Diese Frage nach dem richtigen Ausgangspunkt der geschichtlichen Betrachtung des hebräischen Idioms ge-

winnt ferner dadurch an Bedeutung, dass sie natürlicherweise sich zu der Frage nach der Entfaltung des semitischen Sprachstammes verallgemeinert und schliesslich das Problem berührt, worin denn das Hauptwerdegesetz des Sprachlebens überhaupt liege. Daher wird es keiner Entschuldigung bedürfen, wenn ich im folgenden den Versuch mache, einen Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen darzubieten.

I. Vorbereitende Erörterungen.

1. Wenn nach den zahlreichen Verhandlungen, die über den Ursprung der Sprache angestellt worden sind, ein Ergebnis feststeht, so sind es folgende drei negative Sätze: die Sprache ist dem Menschen weder offenbart und durch das Gedächtnis mehr oder weniger vollkommen bewahrt, noch ist sie dem Menschen gleich den Tierlauten anerschaffen, noch auch ist sie vom Menschen selbst durch Reflexion erfunden oder ausgedacht worden.

Die ersterwähnte Ansicht, dass die Sprache dem Menschen offenbart worden sei, ist nicht in Gen. 2 19 enthalten. Denn dort heisst es, dass Gott dem Menschen die vorher erwähnten Objekte zuführte, um zu sehen, d. h. wahrzunehmen, was er, also der Mensch, ihnen zuriefe. Ferner hatte der Erzähler schon vorher (2 16) erwähnt, dass der Mensch Befehle von Gott empfangen habe, hatte also schon dort des Menschen Bekanntschaft mit dem Sprechen vorausgesetzt. Jedenfalls hat er mit keinem Worte angedeutet, dass er in 2 19 berichten wolle, wie beim Anblick der verschiedenen Tiere die menschliche Sprachpotenz zu ihrer ersten Bethätigung angelockt worden sei. Das Alte Testament überlässt es also auch in diesem Falle dem menschlichen Nachdenken, das Detail und die Zwischenursachen des Ursprungs der Erscheinungen zu erforschen, und am wenigsten ist die Annahme, dass „Gott am Anfang die Sprache offenbarte“, „die christliche Ansicht“, wie Jacob Grimm sich ausdrückte.[1]

---

[1] J. Grimm, Über den Ursprung der Sprache, 6. Aufl., S. 30.

Dass das menschliche Sprechen ferner nicht mit der instinktiven Äusserung der tierischen Stimmlaute auf gleiche Stufe zu stellen sei, ist namentlich von J. Grimm in höchst anschaulicher Weise dargelegt worden (a. a. O., S. 12—21), und ist nicht auch das, was Haeckel die „Lautsprache der Affen" nennt,[1] durch eine weite Kluft von der menschlichen Sprache getrennt?

Übrigens ist die Annahme, dass die Tiere einstmals gesprochen hätten, weder ausdrücklich im Alten Testament gemacht, noch besitzt sie in dem Sprechen, das der Schlange (Gen. 3 1 b. 4 a) beigelegt wird, einen zuverlässigen Anhalt. Denn im Alten Testament wird auch sonst leblosen Subjekten ein Reden zugeschrieben (Hab. 3 10, Ps. 19 2, 35 10, 96 12 etc.), und damit ist selbstverständlich nur eine stimmlose Bethätigung, wie das Tosen des Ozeans oder das Strahlen der Gestirne, gemeint. Also kann auch in Gen. 3 1 b. 4 a der Sinn liegen, dass die ausdrücklich mit den Tieren koordinierte Schlange (3 1 a. 14) nur durch eine uneigentliche Art der Kundgebung (etwa durch heftiges Fauchen etc.) am Baume der Prüfung Zweifel in dem Menschen angeregt habe. Ohne Grund heisst es also bei Josephus, dass damals alle Lebewesen die gleichen Ausdrucksmittel verwendet hätten.[2] Schon Philo Judaeus schrieb diese Meinung mit Recht den „Mythenbildnern" zu,[3] und ich denke, dass die jüdischen Gelehrten mit ihrer Definition des Menschen als des sprachfähigen Wesens[4] auch in Zukunft Recht behalten werden, und dass es für immer nur bei dem Sprechen der Tiere bleiben wird, das ihnen in der Fabel beigelegt wird. Man vergleiche z. B. die „Geschichten vom Sprechen der Tiere", die von Wallis Budge in dem interessanten Buche „Oriental Wit and Wisdom" (1899), p. 90—94 veröffentlicht worden sind.

Darüber endlich, dass die menschliche Sprache auch nicht durch Reflexion erfunden worden ist, vergleiche man insbesondere L. Geiger,

---

1 E. Haeckel, Die Welträtsel (1899 f.), S. 60.

2 Josephus, Antiq. I 1 4: „Ὁμοφωνούντων κατ' ἐκεῖνο καιροῦ τῶν ζώων ἁπάντων, ὁ ὄφις, συνδιαιτώμενος τῷ τε Ἀδάμῳ καὶ τῇ γυναικί, φθονερῶς εἶχεν ἐφ' οἷς αὐτοὺς εὐδαιμονήσειν ᾤετο, πεπεισμένους τοῖς τοῦ θεοῦ παραγγέλμασιν." — Vgl. den Anfang einer Erzählung im afrikanischen Šilḥa-Dialekt (veröffentlicht von Stumme in der ZDMG 1894, S. 401): „Es geschah einmal, als noch alles auf der Welt reden konnte, dass mehrere Tiere zusammentrafen etc."

3 Philo, De confusione linguarum § 3: „Περὶ τῆς τῶν ζώων ὁμοφωνίας πρὸς μυθοπλαστῶν ἀναγράφεται."

4 J. Buxtorf, Lexicon breve rabbinico-philosophicum s. v. גדר: definitio hominis, quod est animal loquens.

Der Ursprung der Sprache (1869), S. 5. Nein, die Sprache ist nicht θέσει, etwa durch gegenseitige Übereinkunft (ξυνθήκη),[1] hergestellt worden. Denn wie sollte man sich eine Verständigung denken, die selbst das eigentliche Verständigungsmittel erst hätte hervorbringen müssen? Hätte ferner diese Verständigung durch Geberden ermöglicht werden können, so würden sich die Menschen mit ihnen begnügt haben.

Die Sprache ist vielmehr eine unbewusste Gesamtwirkung der spezifischen körperlich-geistigen Beanlagung des Menschenwesens.

Dieses Urteil über den Ursprung der Sprache habe ich auch schon in meinen früheren Veröffentlichungen abgegeben, wie man aus „Gedanke, Laut und Akzent als die drei Faktoren der Sprachbildung" (1874), S. 6 und „Neue Studien über Schrift, Aussprache und allgemeine Bildungslehre des Äthiopischen" (1877), S. 71f. ersehen kann. In die Fällung dieses Urteils münden auch die langjährigen und tiefgehenden Untersuchungen aus, die von Steinthal[2] und von Max Müller[3] dem Problem der Sprachentstehung gewidmet worden sind. — Über Versuche, das Gebiet des physiologischen Faktors von dem des psychologischen abzugrenzen, finden sich gute Bemerkungen bei Ph. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens (1885), S. 4f. Der physische Faktor scheint mir dann bei Meringer und Meyer in ihrem Buche „Versprechen und Vergessen, eine psychologisch-linguistische Studie" (1895) etwas zu stark betont zu sein. Sie sagen z. B.: „Ist die Broca'sche Stelle, das hintere Drittel der untern Stirnwindung, arbeitsunfähig, so ist damit die Fähigkeit sprachlicher Bewegungsleistung aufgehoben: motorische Aphasie" (S. 3). Aber die letzte Frage bleibt doch diese: Woher bekommen diese Mechanismen das Material, welches sie verlautbaren sollen? Der geistige Faktor des Ursprungs der Sprache wird auch von Walther Reichel anerkannt, indem er in seinen „Sprachpsychologischen Studien" (1897) „einen Schritt weiter vorwärts thun will in der Erforschung der geistigen Vorgänge beim Sprechen" (S. III). Auch Wundt[4] nennt die Sprache „die einfachste psychophysische Reaktion in der Sphäre

---

[1] Zur Deutung von Plato's Kratylos vergleiche man auch Th. Curti, Die Entstehung der Sprache (1885), S. 24.

[2] H. Steinthal, Der Ursprung der Sprache, 4. Aufl. (1888), S. 361 ff.

[3] M. Müller, Das Denken im Lichte der Sprache (1888), S. 274 ff.

[4] Wundt, Völkerpsychologie I, Bd. 2 (1900), S. 609.

der Bewegungsvorgänge". Besonders wichtig aber ist, was Oltuszewski[1] bemerkt: „Die von uns angeführten Beispiele von der einfachen Assoziation im vierten Monat an bis zur Ausführung verschiedener Handlungen mit Verständnis im zwölften Monat, also in der Periode, in welcher das Kind noch nicht ein zweisilbiges Wort mit Verständnis wiederholen kann, beweisen ausreichend, dass es ohne die eigentliche Sprache fähig ist, seine Gefühle, Wünsche, Urteile, Schlussfolgerungen (natürlich die der Erkenntnis) kundzugeben, dass also der *Denkprozess*, der bei Erwachsenen gewöhnlich eng mit der Sprache verbunden ist, *anfänglich unabhängig von der Sprache* stattfindet."

Aber mit alle dem ist der dunkelste Teil des Problems, das der Ursprung der Sprache bietet, noch nicht berührt. Die schwierigste Frage betrifft nämlich die Art, auf welche die Verbindung zwischen den zu bezeichnenden Erscheinungen und den Bezeichnungen hergestellt wird. Welches ist die Brücke, die von den wahrgenommenen Phänomenen zu den entsprechenden sprachlichen Äusserungen führte?

Nun soviel scheint mit gutem Grunde behauptet werden zu können, dass der eine Pfeiler dieser Brücke in der Ähnlichkeit von Lauten bestand, die einerseits von einer wahrgenommenen Grösse ausgingen und andererseits dem Sprachorgan des Menschen entschlüpften. Dies dürfte schon durch den Hinweis auf die Namen Kuckuck und Uhu bewiesen werden können. Andere Belege für diesen einfachsten Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Benennung findet man in mehreren neueren Werken.[2] Ich selbst erinnere

---

[1] W. Oltuszewski, Psychologie und Philosophie der Sprache (1901), S. 62f.

[2] Th. Curti, Die Entstehung der Sprache durch Nachahmung des Schalles (1885), S. 60 etc., dessen Materialien aber im einzelnen vorsichtig geprüft werden müssen; — H. Paul, Principien der Sprachgeschichte (3. Aufl. 1898), S. 160, nach welchem „die innere Beziehung zwischen Laut und Bedeutung auf nichts anderem beruhen kann als auf dem sinnlichen Eindruck des Lautes auf den Hörenden und auf der Befriedigung, welche die zur Erzeugung des Lautes erforderliche

nur noch daran, dass z. B. das arab. غَرْغَرَ (*gharghara* = gurgeln) und وَسْوَسَ (*waswasa* = wispern oder flüstern)[1] deutliche Nachahmungen des wahrgenommenen Lautes enthalten. Eine solche konnte sich auch auf einen Laut beziehen, der vom Menschen selbst ausgestossen wird. So fand die starke Expiration, die sich beim Seufzen oft hörbar vollzieht, in der Anwendung des Spiritus asper und anderer Kehllaute ihren Widerhall (vgl. hebr. *ʾāch* = ach! etc.).

Ein zweiter Pfeiler der erstrebten Brücke ist eine gewisse Korrespondenz zwischen der Beschaffenheit einer Klasse körperlich-geistiger Zustände und zwischen der Tiefe und Höhe der Eigentöne von Vokalen.[2] Nämlich Schmerzen, wie z. B. auch Kummer und Trauer, üben unleugbar einen physiologischen Druck aus und rufen die Empfindung des Beengt- und Gebeugtseins wach. Ist es da auffallend, dass eine solche innere Lage durch das Ausstossen von Silben angezeigt wird, in denen die Vokale *u*, *o*, oder auch noch *a* vorwiegen? Als Thatsache kann dies aber hinreichend erwiesen werden, indem man an folgende Beispiele erinnert: οὐαί, *vae*, ass. *û'a* (Delitzsch, Ass. WB., S. 318); arab. *wâ*, *wai*; syr. *woi*; hebr. *ʾôj*, *hô-hô* (weh! weh! Am. 5 16) und oftmals *hôj*, *ʾāch*; *ʾō*^{a}*ch*, ein Tier, das den Laut „ach" hervorzubringen pflegt, also sozusagen ein Ächzer, die Bezeichnung des Uhu (Jes. 13 21). Auch die Wahl des *u* zur Ausstattung passiver Formen, wie im arab. *qutila* (er wurde

---

Thätigkeit der motorischen Nerven dem Sprechenden gewährt"; — W. Ament, Die Entwickelung von Sprechen und Denken beim Kinde (1899), S. 139; — vor allem M. Freudenberger, Beiträge zur Naturgeschichte der Sprache (1900), S. 126 ff.

1 Caspari-Müller, Arabische Grammatik, 5. Aufl. § 70.

2 Dass die Vokale nach ihrem sogenannten Eigenton in der Reihe *u*, *o*, *a*, *e* und *i* sich von der Tiefe zur Höhe erheben, hat hauptsächlich Helmholtz (Lehre von den Tonempfindungen, 3. Aufl., S. 168) erwiesen.

getötet) oder im hebr. *quṭṭal* (er wurde ermordet) etc., dient zur Bestätigung dieser Korrespondenz zwischen der Depression des Seelenzustandes und der Herabdrückung des Stimmtones.

Ein hinreichend sicherer dritter Pfeiler jener Brücke ist der Parallelismus, welcher zwischen der wahrgenommenen Stärke einer Thätigkeit oder Empfindung und dem Grade der Anspannung der Sprechmuskeln beobachtet wird. Dies zeigt sich bei der Vergleichung von קצץ (*qaṣaṣ*) „abhauen", כסם (*kasam*) „abschneiden" und גזז (*gazaz*) „abscheren"; ferner נקם (*naqam*) „rächen" und נחם (*nich*[*ch*]*am*) „sich Befriedigung verschaffen" (Jes. 1 24).

Jene Brücke darf man auch noch durch folgende Sätze gestützt sein lassen:

Der dem Hustengeräusch oder Räuspern, durch das man unter Umständen auch jetzt noch die Aufmerksamkeit auf eine Person oder Sache zu lenken versucht, ähnliche Laut des Spiritus asper oder lenis wurde als Mittel der Determination (Articulus definitus: hebr. *ha*; etc.) und als Hauptelement der demonstrativen Wörter sowie des Frageadverbs verwendet. Auch die Erscheinung ist natürlich und unleugbar, dass das Hervorstossen der Dentale an der Funktion des Anregens teilnahm, und dass daher die Dentale und die verwandten Lautstösse sich als Exponenten des kausativen Verbalstammes darboten: *T*irgīl; *Š*aqṭel, *H*iqṭīl, '*A*qtala (er *liess* töten) etc.[1] — Ist hierdurch zugleich der Hauptkeim vom Pronomen personale *hū*' „er" und *hī*' „sie" aufgedeckt, und lässt sich in den Wellen des Sprachstroms noch weiter Grund und Boden finden, um an jener Brücke

---

[1] Vgl. zu diesem Punkte noch F. Dietrich, Abhandlungen für semitische Wortforschung, S. VIII. XII etc. und M. Müller, Das Denken im Lichte der Sprache, S. 278—306.

fortbauen zu können? Nun im Semitischen und im Indogermanischen dient der Dental, also wieder ein aufmerksammachender Laut, als Hinweis auf eine angeredete Person. Lässt sich dazu nicht auch die Vermutung fügen, dass die *m* und *n*, die im Pronomen der ersten Person vielfach getroffen werden (sanskrit. *aham* „ich"; μι, *me*; arab. *'anā*, hebr. 'anī „ich"), Laute waren, durch die der Sprechende auf sich selbst aufmerksam machen konnte? Die Aufmerksamkeit wird durch den labialen Nasal auch in arab. *man*, hebr. *mī* „wer?" und *mā* „was?" erregt. Vielleicht darf man hinzusetzen, dass bei der ersten Person nicht der nächstliegende Laut, der aufmerksammachend fungiert, gewählt wurde, weil die Vorstellung des Ich nicht ein erstes Moment im Gange der Geistesentwickelung bildet.

Weiterhin kann die Möglichkeit einer indirekten Korrespondenz zwischen einer Gesichtswahrnehmung und einem Sprachlaut existieren. Denn es ist eine Thatsache, dass Farbeneindrücke die Vorstellung von gewissen Tönen wachrufen können. Z. B. ist es vorgekommen, dass die Wahrnehmung einer roten Fläche den Gedanken an einen Trompetenton auslöste.[1]

Aber während auch dieser indirekte Zusammenhang zwischen Gesichtswahrnehmung und Sprachlaut noch innerlich-physiologisch vermittelt sein wird, scheint anderwärts die Wahl gewisser Laute nur äusserlich-zeitlich durch den betreffenden Eindruck bedingt zu sein. Nämlich viel hat die These für sich, dass zunächst die Ausdrücke *mamma* („Mutterbrust" etc.) und *papa* entstanden, indem die Kinder und die sich ihnen akkomodierenden Ältern die leichten

---

[1] Weitere Parallelen zwischen Farben- und Tonempfindungen beschreibt Jos. Nahlowsky, Das Gefühlsleben, S. 143 ff.

Lippenlaute lallten und dadurch das andeuteten, was Kindern das Nächststehende ist. Diese Annahme wird durch die weite Verbreitung und immer wieder im Kindermunde sich erneuernde Entstehung jener Bezeichnungen empfohlen, und wir finden Lippenlaute auch im semitischen *'im* etc. „Mutter“ und *'ab* etc. „Vater“.

Ich meine, dass diese Sätze, die vor der Lektüre von Wundt's Völkerpsychologie I, Bd. 1 und 2 (1900) niedergeschrieben wurden, den Werdegang der Sprache mehr beleuchten können, als was er in I, 1, S. 308 ff. und 2, S. 608 f. gegeben hat.

2. Diese geistleibliche Errungenschaft, als welche die Sprache des Menschen sich demnach darstellt, hat aber ohne dessen explizites Bewusstsein und jedenfalls ohne seine reflektierte Absicht das Licht der Welt erblickt und viele Stadien ihrer Existenz durchschritten. Die geistigen Eindrücke, die davon abstrahierten Merkmale und Begriffe, die schliesslich zu ihrem sprachlichen Ausdruck drängten, arbeiteten zunächst unter der Schwelle des Bewusstseins. Erst später leuchtete das Sprachbewusstsein in einem mehr oder weniger grossen Teile des Kreises auf, dem eine betreffende Sprache angehört.

Daher unterliegt es mehr, als einem Bedenken, wenn Wundt (Völkerpsychologie I, 2, S. 609) sagt: „In allem, was das Wesen der Sprache ausmacht, in Wortbildung, Satzfügung und Bedeutungswandel, ist die Sprache nicht bloss ein äusserer Abdruck der allgemeinen Bewusstseinsvorgänge, sondern notwendige Teilerscheinung derselben“. Nein, die sprachlichen Äusserungen setzen weder das Bewusstsein der in ihnen ausgedrückten psychologischen Vorgänge voraus, noch sind sie selbst ein Moment oder Faktor solcher bewussten Seelenvorgänge. Vielmehr gleicht das Bewusstsein dem sonnenhaften Reflex, den wir auf einem Wasserspiegel beobachten, aber die Sprachlaute den Wellenschlägen, die diesen Wasserspiegel bald als murmelndes Wellenthal und bald als donnernd heranstürzender Wellenberg überdecken.

Diese Unbewusstheit der Sprachbildung besteht ja jetzt noch in dem Weiterschreiten der Volksdialekte, und es

dürfte keinem begründeten Zweifel unterworfen werden können, dass die Sprachgebilde wenigstens zunächst bei den Menschen, die der grammatischen Theorie entbehren, *organisch* oder sprunglos *gewachsen* sind. Daher wurde die Gestalt, in welcher das Arabische von den Beduinen gesprochen zu werden pflegte, mit Recht von den arabischen Grammatikern als die normale angesehen (vgl. G. Flügel, Die grammatischen Schulen der Araber, S. 9). Ebendeshalb haben die ersten arabischen Grammatiker durch die Mehrheit von Beispielen, die sie aus dem Munde von Wüstensöhnen gehört hatten, eine Sprachregel begründet sein lassen (ebd., S. 33).

Aber wenn auch dies als ausgemacht erscheint, so ist doch gar manche Frage, die sich beim Blick auf die Ähnlichkeit und Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprachen erhebt, immer noch nicht in abschliessender Weise beantwortet. Die interessanteste von diesen noch nicht erledigten Fragen scheint mir aber die folgende zu sein: Schreitet eine Sprache von Vollklang und Reinheit an Lauten zu deren Dürftigkeit und Getrübtheit, von Reichtum an organischen Formen zu idealer Gleichgiltigkeit gegen dieselben weiter, oder bewegt der geschichtliche Gang einer Sprache sich in umgedrehter Richtung?

Wenn ich nun einen Versuch machen will, mich an der Beantwortung der letzterwähnten Frage zu beteiligen, so wird es sich empfehlen, an das anzuknüpfen, was in der letztvergangenen Zeit namentlich auf dem indogermanischen Gebiete über Charakter und Quellpunkte der Ähnlichkeit menschlicher Sprachen geurteilt worden ist.

Früher herrschte ja die Ansicht, dass die Ursprache eines Stammes, und zwar zunächst das Urindogermanische, sich so modifiziert habe, dass man diese Modifikationsart durch das Bild eines „Stammbaumes“ veranschaulichen

könne. Dem gegenüber hat Joh. Schmidt[1] zur Darstellung des Zusammenhangs der indogermanischen Sprachen das Bild der „Wellenbewegung“ gewählt, die von einem Zentrum aus sich in konzentrischen Ringen, aber mit immermehr abnehmender Stärke ausbreitet. Von „Sprachzweigen“ aber spricht K. Brugmann[2] und das „Bild einer Stammtafel“ wird auch von H. Paul[3] nicht an sich als ungeeignet bezeichnet, die dialektischen Eigentümlichkeiten eines Sprachgebietes nach ihrer inneren Beziehung darzustellen, und wenn er meint, dieses Bild bleibe „stets ungenau“, „indem man willkürlich einige Unterschiede als wesentlich herausgreife und über andere hinwegsehe“, so muss man eben darnach streben, wesentliche und unwesentliche Sprachdifferenzen richtiger zu unterscheiden. Sodann W. Wundt[4] bemerkt: Drei Bedingungen sind es, die in die Entwickelung der Sprache vor allem bestimmend eingreifen: die Überlieferung der von der vorausgegangenen Generation gesprochenen Sprache, die Mischung verschiedener Sprachen in ihrem Einflusse auf Lautbildung, Wortvorrat und syntaktische Eigenschaften, und endlich die allmählichen, sogenannten spontanen Änderungen, denen die Sprache, wie alle Lebensfunktionen, unterworfen ist, und die wieder in naher Beziehung zu den allgemeinen Kultureinflüssen stehen. Je mehr die erste jener drei Bedingungen in ihrem natürlichen Verhältnis zu den andern beiden betrachtet wird, um so mehr stellt sich das genealogische Bild der Abstammung als ein schiefes und im letzten Grunde eigentlich

---

[1] J. Schmidt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen (1872).

[2] Brugmann und Delbrück, Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen (2. Aufl., 1897 ff.) Bd. 1, § 19 f.

[3] H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte (3. Aufl. 1898), S. 40 f.

[4] Wundt, Völkerpsychologie I, 2 (1900), S. 613 f.

falsches Bild dar. Die Sprache ist kein lebendiges Wesen, das von einem Wesen ähnlicher Art stammt und selbst wieder Kinder zeugt, sondern sie ist eine lebendige Bethätigung des menschlichen Geistes, die sich, wie alle andern geistigen Funktionen, mit den äusseren und inneren Bedingungen verändert, denen sie unterworfen ist.

Nun die Abwehr der Meinung, dass die Vererbung einer Sprache dem Erzeugen von Kindern ähnlich sei, ist doch nur der Kampf gegen ein selbstgeschaffenes Phantom. Aber andererseits fragt es sich, ob das in einer Generation existierende Phänomen, welches man deren Muttersprache nennt, von Wundt hinreichend in seinem lebendigen Dasein und Einfluss geschützt worden ist. Ist die beharrende Grösse, die sich im Laufe der Generationen unter den und den Einflüssen verändert, bei Wundt nicht allzu sehr in den Hintergrund zurückgewichen? Tritt die Eigenschaft der Veränderlichkeit eines sich vererbenden Idioms nicht zu weit in den Vordergrund? Drückt Wundt sich nicht fast so aus, wie wenn die Sprache als „lebendige Bethätigung des menschlichen Geistes“ immerfort als eine neue Grösse entstünde?

Dies führt mich zu einem Urteil über die Sätze, die Wundt betreffs der Annahme z. B. einer indogermanischen *Grund-* oder *Ursprache* vorgelegt hat. Er betont natürlich mit Recht, dass eine solche Grundsprache nicht aus den sogenannten Sprach*wurzeln* bestanden haben könne (I, 2, S. 610), denn diese sind nur durch Abstraktion aus den konkreten Sprachmaterialien entstanden. Aber er meint, die Existenz einer solchen Grundsprache auch vom lexikalischen Gesichtspunkt aus bezweifeln zu können. Er sagt (S. 610): „Wenn zwei Sprachen der gleichen Familie ein bestimmtes Wort gemeinsam besitzen, so wird kaum mit voller Sicherheit zu entscheiden sein, ob es die eine von der andern entlehnt, oder ob es jede aus der gleichen Muttersprache überkommen habe. Mag sich auch diese Alternative mehr und mehr zu Gunsten der zweiten Annahme verschieben, wenn die Zahl der das Wort besitzenden Einzelsprachen zunimmt, so fliessen doch der Natur der Sache nach diese Grenzen zwischen Vererbung und Entlehnung vielfach unsicher in einander“.

Diese Ansicht wird der konkreten Sachlage nicht gerecht. Die Verwendung von Fremd- und Lehnwörtern ist als Quelle der lexikalischen Gemeinschaft von Sprachen überschätzt. Nehmen wir nur z. B. den Ausdruck für „Vater“ in den indogermanischen (Skr. *pitar* etc.), oder in den semitischen Sprachen (arab. *abun* etc.)! Ist es die natürlichste Annahme, wenn W. bestreitet, dass dieser Ausdruck durch Vererbung von Generation zu Generation überliefert worden sei und sich in einzelnen näher verwandten Gruppen desselben Völkerstammes modifiziert habe? Ist es natürlich, wenn W. voraussetzt, dass die einzelnen Völkerschaften ihn von einander entlehnt hätten? Wenn man nun vollends sieht, dass solche Sprachen, die in ausgedehnten lexikalischen Materialien (Pronominibus, Verben, Nominibus etc.) zusammenstimmen, auch in den lautlichen Verhältnissen, in der Flexion und im Satzbau eine weithin reichende gemeinsame Struktur aufweisen: so erscheint es mir als eine unnatürliche Anschauung, dass diese gemeinsamen Grundzüge nicht im wesentlichen durch Vererbung, sondern durch Entlehnung entstanden sein sollen. Es haben doch auch z. B. die italienische, spanische und französische Sprache ihre gemeinsamen Grundzüge durch Vererbung empfangen, und solchen weitreichenden Einfluss der Entlehnung, wie ihn Wundt zu Hilfe nimmt, darf man überhaupt schwerlich voraussetzen. Deshalb halte ich es für richtiger, die gemeinsamen Grundzüge, die sich in den Lautverhältnissen, in der Flexion, im Satzbau und im lexikalischen Material zweier oder mehrerer Sprachen zeigen, aus Vererbung herzuleiten und das Idiom, welches mit den Grundzügen dieses gemeinsamen Charakters ausgestattet war, als die Grundsprache der betreffenden so durchgreifend zusammenstimmenden Sprachen zu bezeichnen.

Endlich Steinthal's Bemerkungen[1] beziehen sich zwar nicht bloss nebenbei auf das semitische Sprachgebiet, aber sie entbehren sehr der Klarheit. Denn z. B. meint er, dass die Hauptrichtung der Entwickelung der semitischen Sprachen dann erkannt werden könne, „wenn wir eine sorgfältige historische Grammatik des Semitischen hätten“. Aber die Litteraturen der altsemitischen Völker sind ja nicht so einfach auf einander gefolgt, wie z. B. die der Römer und der Italiener. Darum ist eben dieses die grosse Frage, von welchem Punkte eine historische Grammatik des Semitischen auszugehen hat.

---

[1] Steinthal, Der Ursprung der Sprache (4. Aufl. 1888), S. 128ff.

Weil es mit der Lösung des Problems, das in der Bestimmung der Haupttendenz des Sprachlebens liegt, so steht, will ich einige Materialien, die ich betreffs dieses Problems gesammelt habe, und einige Erwägungen, die mir zu seiner richtigen Lösung zu führen scheinen, nicht zurückhalten, immerhin mehr von dem Wunsche beseelt, die erneuerte Erwägung des Problems anzuregen, als mit der Hoffnung erfüllt, die volle Lösung desselben darbieten zu können.

Ein haltbarer Ausgangspunkt und ein zum Ziele führender Weg kann für die Untersuchung der fraglichen Materie nur dann gewonnen werden, wenn vor allem die Entwickelung solcher Sprachen beobachtet wird, deren Erscheinungen ohne Zweifel in geschichtlicher Aufeinanderfolge stehen, weil sie aus chronologisch fixierten und darnach hinter einander entstandenen Litteraturerzeugnissen geschöpft sind. Die Erkenntnisse, welche über die Wachstumsart der sprachlichen Erscheinungen bei jener ersten Untersuchung gewonnen worden sind, dürfen dann zur geschichtlichen Aneinanderreihung wenigstens zunächst solcher Sprachen verwertet werden, die den untersuchten Sprachen hinsichtlich ihrer Gesamtstruktur nahe stehen. Denn die natürlichste Voraussetzung ist diese, dass die Lebensbewegung von Sprachen, die nach ihrem Gesamtcharakter genetisch zusammenhängen (s. o., S. 13), wesentlich in gleicher Richtung verläuft.

Beim Beschreiten dieses Weges kann uns auch Steinthal's Satz, dass „keine bloss historisch an einem besonderen Punkte gefundene Thatsache zu einem allgemeinen Prinzipe gemacht“ (a. a. O., S. 128) werden dürfe, nur so weit beeinflussen, dass wir nicht bei der Beobachtung der Art einer einzigen zweifellos kontinuierlichen Sprachentwickelung stehen bleiben. Vielmehr werden wir mehrere und schliesslich alle solche Entwickelungen betreffs der Richtung und des Tempo ihres Weiterschreitens prüfen. Erst daraus werden wir ein Urteil darüber ableiten, welchen Erscheinungen diskontinuierlicher Sprachen die geschichtliche Priorität mit Wahrscheinlichkeit beigelegt

werden kann. Überdies der Ausdruck „bloss historisch“, den Steinthal in jenem Satze mit verwendet hat, kann nicht noch ein weiteres Hemmnis bei der Befolgung des angegebenen Untersuchungsverfahrens enthalten. Denn das „bloss historisch“ Gefundene würde jedenfalls demjenigen überlegen sein, was nach falsch idealistischer Reflexion über sprachliche Vorgänge als möglich hingestellt werden könnte.

Betrete ich nun den Weg, der allein zu einer erfolgreichen Beantwortung jener Frage nach der Hauptrichtung des Sprachlebens (S. 10) zu führen verspricht, so will ich die Untersuchung indogermanischer Sprachentwickelungen in der Hauptsache anderen überlassen. Doch erlaube ich mir, soviel zu bemerken, dass die von mir oben S. 10 formulierte Frage schon durch eine Vergleichung des Alt- und Neugriechischen, des Lateinischen, Italienischen und Französischen, des Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen beleuchtet werden kann.

Denn eine Nebeneinanderstellung von Alt- und Neugriechisch zeigt Erleichterung, Spirierung, bezw. Assibilierung von Konsonanten: Spiritus asper wird nicht mehr gesprochen; die Media β ist zu *w* spiriert; *d* ist zu schwachem englischen *th*, *t* zu starkem englischen *th* assibiliert (vgl. Vlachos, Elementargrammatik der neugriechischen Sprache, 2. Aufl. § 2. 7). Ferner[1] zeigt sich Monophthongisierung bei den Doppelvokalen: *αι* etc. = *ä* etc. (§ 4); Verkürzung am Wortende sogar bei den monophthongisierten *αι* und *οι* (§ 6); Vernachlässigung von Konsonanten am Wortende: in der Volkssprache bleibt der Endkonsonant *n* gewöhnlich unausgesprochen (§ 8. 11 etc.), und verhallt sogar die Endung *on* (§ 14), wird auch z. B *αυτο* zu *το* „es“ verkürzt (§ 39). In der Verbalflexion begegnet uns z. B. Umschreibung des Futurs durch die Partikel *θα* mit dem Präsens, oder durch θέλω „ich will“ mit dem Präsens (§ 57). In der Nominalbildung tritt z. B. der Gebrauch des Akkusativ als eines neuen Nominativ auf: *ἡ πατρίδα* „die Heimat“ (§ 19).

Aus den Töchtersprachen des Lateinischen, oder den auf einander folgenden Phasen des Hochdeutschen brauchen kaum Belege für die

---

[1] Vgl. hier, dass in der alten griechischen Sprache der *a*-Laut herrschte und ein charakteristischer Laut des dorischen Dialektes blieb, wie z. B. δᾶμος gegenüber δῆμος zeigt (Meister, Zur griechischen Dialektologie [Programm des Nikolaigymn.] 1883, S. 11).

Richtigkeit des Urteils gegeben zu werden, dass in der geschichtlichen Entwickelung einer wesentlich[1] einheitlichen Sprachgrösse die Konsonanten um ihre frühere Stärke und Vollständigkeit, die Vokale um ihre alte Rundheit[2] und, hauptsächlich am Wortende, um ihre Fülle gekommen, ferner die Verbalflexionsendungen durch Hilfsverba ersetzt, die Kasusendungen verloren gegangen und die Stammgestalt des Akkusativ zum neuen Nominativ geworden, die Nominalbiegung durch Präpositionen ersetzt worden ist. Nur um dem Leser das eigene Suchen zu sparen, erinnere ich an folgende Beispiele: *h*ostiliter etc., ostiliter etc., woraus dann Schreibungen, wie *hictu* anstatt *ictu*, oder *transhactus* anstatt *transactus*, entstanden[3]; castellus, *ch*âteau, re*t*iculus, réseau „Netz“; e*b*rius, ivre „trunken“; a*b* ante = a*v*ant; sogar pau*p*er, pau*v*re; a*v*iculus „Grossväterchen“ wurde mit Zulassung von Hiatus zu *aïeul*, ebenso *magis* zu *mais* „vielmehr“, „sondern“, „aber“; liber*a*re, liber*e*r; dignit*as*, dignité, dessen geschlossenes *e* im englischen dignit*y* vollends in das verwandte *i* übergegangen ist; von or*a*tio wurde der Akkusativ or*a*tionem durch Umlaut, oder besser, durch rückwärtsschreitende, vorausnehmende Assimilation zu or*ai*son; — gothisches uns*ar* = uns*er*; tag*a* = Tag; vgl. noch die Aussprache des Vokalzeichens *a* im Englischen! — „Das kurze *u* geht im Vulgärlatein in geschlossenes *o* über: c*u*bito wird zu c*o*bito“ (B. Schröder a. a. O., S. 13).

Der Konsonantenbestand wurde nur nach Analogie anderer Ausdrücke derselben grammatischen Kategorie und die Konsonantenschwere durch Wegfall der mediatisierenden Schlussvokale oder der trennenden Binnenvokale vermehrt: Zunächst bloss eine scheinbare Vermehrung liegt natürlich vor, wenn neben *ratio* die Form ratio*n*, wie z. B. in donner à un soldat sa ration „das ihm Zukommende“, steht. Denn letztere Form kommt vom Akkusativ ratio*nem* her, wie von *vocis* das englische *voice* entstand. Eine nur scheinbare Konsonantenvermehrung liegt ferner vor, wenn im Italienischen *od* neben *o* „oder“ gesprochen wird, denn es kommt von *aut*, wie auch *ed* neben *e* „und“ die ursprünglichere Wortgestalt ist. Wenn man sodann gegenüber *sitis* „Durst“ im Französischen *soif* sagt, so möchte ich dies auf ein *sitivum* „Durstiges“ zurückführen, wie neben lat. *attentus* das franz. *attentif* natürlich auf *attentivus* zurückgeht. — Das *s* von *lors*, welches mit

---

[1] Die lateinische Volkssprache, aus der die einzelnen romanischen Sprachen hervorgegangen sind, war trotz territorialer oder chronologischer Nuancierung doch im wesentlichen eine einheitliche Grösse.

[2] Das mit weit geöffnetem Munde zu sprechende *a* wurde vielfach zu *e*, die Diphthonge zu Einlautern zerdrückt.

[3] B. Schröder, Romanische Elemente in den Leges Alamannorum (1898), S. 17.

illa hora zusammenhängt, von *alors*, *tandis* (tam diu) und *jadis* (jam diu) erscheint als aus Nachahmung des *s* anderer Adverbia (ailleurs, dessus, dessous etc.) entstanden. Ebenso zeigt sich Verallgemeinerung einer schon an andern Wörtern erklingenden Endung, wenn dem lat. *pectus*, *pectoris* im Franz. *la poitrine* „die Brust“ entspricht. — „Die Tenues *p*, *t*, *k* wurden in intervokalischer Stellung zu *b*, *d*, *g* erweicht, indem der zur Artikulation der umgebenden Vokale nötige Stimmton auch auf den Konsonanten übertragen, die Schwingung der Stimmbänder also nicht unterbrochen wurde“: vgl. z. B. sca*b*ula, pra*d*o, arti*g*ulus (B. Schröder a. a. O., S. 15 f.). Ebenso erscheint *tac* im Mittelhochdeutschen neben dem Genetiv *tagis*, der zwischen Vokalen die Media zeigt. — Ferner z. B. *directus* erscheint mit hastig verkürzender Komplikation der leicht in einem Zuge sprechbaren Laute *dr*[1] als *droit*. — Neben *homo* zeigt *homme* die Selbstverdoppelung, welche Dauerlauten, wie z. B. dem Nasal *m*, sehr nahe lag. Damit verband sich, wenn z. B. aus *auricula* „Öhrchen“ *oreille* „Ohr“ wurde, die Mouillierung, also Semivokalisierung des Zungenrand-Zitterlautes *l*. Das Streben nach Erleichterung der Konsonantenaussprache machte sich auch darin geltend, dass ein mit den vorhandenen Konsonanten eines Wortes homorganer Laut oder der Zitterlaut *r* sich als Übergangsartikulation erzeugte: simulare, sem*b*ler; reddere, re*n*dre; draco, Akkus. draconem, franz. es*t*ragon „Dragun, Kaisersalat“; rusticus, le rust*r*e „der Bauer“. Der vorausgehende Konsonantenkomplex ist auch bei der Umbildung folgender Wörter beteiligt: *ordinem* wurde *ordre*, *Londinum* wurde *Londres*, *pampinus* wurde *pampre* „Weinranke“, *tympanum* wurde *timbre* „Stempel“, während das bei Vergleichung von *grammaticus* auffallende zweite *r* in *grammaire* von einem *gramadaria*, *gramairia* herstammt, das wieder mit dem provençalischen *gramádi* zusammenhängt. — Endlich entstand Vermehrung des Konsonantenkörpers der Wörter auch so, dass Selbstvergessenheit des Sprachbewusstseins den Artikel als Wortbestandteil auffasste: z. B. *hedera* oder *edera* „Epheu“ wurde zu *edre*, dann zu *ierre*, mit dem Artikel *l'ierre*, endlich daraus das heutige *le lierre*. Ebenso wurde *l'isle* „die Insel“ zu dem Stadtnamen *Lille*, und ebenso entstand aus *poule d'Inde* das Wort *dinde* „Truthenne“, und dergleichen Sprachgebilde giebt es noch mehr.

Im Vokalbereiche hat speziell die Frage mich lebhaft beschäftigt, ob der mit weitgeöffnetem Munde gesprochene *a*-Laut sich neu erzeugt

---

[1] Vgl. die Nachweise aus Brücke, Merkel u. a. in meiner Schrift „Gedanke, Laut und Akzent als die drei Faktoren der Sprachbildung komparativ und lautphysiologisch dargestellt“, S. 48—50.

hat. Nun zunächst in *daigner* ist das *a* durch rückwärtsschreitende oder vielmehr antizipierende Assimilation aus *dignari* entstanden. Ähnlich ist es, wenn aus *placere* ein *plaire*, aus *tacere* ein *taire*, aus *fac(i)ere* ein *faire* sich bildete, und von diesem, nicht von *ficere*, aus die Neubildungen *défaire*, *parfaire*, *refaire* entstanden, wie auch (vgl. *plangere* mit *plaindre*) mit *contrahere* die Wortgestalt *contraindre* „nötigen" zusammenhängen muss. Indes wie erzeugte sich das *a* in *vrai* und *frais?* Ich erlaube mir die Vermutung auszusprechen, dass bei allen drei letztgenannten Worten die zur weiten Mundöffnung drängende Produktion des Zäpfchen-*r* die Klangfarbe des *ä* nach dem *a* hin gestimmt hat (vgl. unten S. 19 26 ff. über *tarragon*!). Indem ich ferner *craindre* mit *enfreindre* „übertreten" und *vaincre* (von *vincere*) sowie *convaincre* (von convincere) z. B. mit *restreindre* „einschränken" verglich, drängte sich mir die Erklärung auf, dass die Nähe des gutturalischen *cr* und des im hinteren Nasen-Rachenraum gesprochenen *ncr* die Qualität des *ä* vom höheren *ei* zum tieferen *ai* herabgedrückt und zugleich verdunkelt hat. Wenigstens, und dies dient zur Empfehlung der soeben vorgelegten Ableitung, liegt der Einfluss einer gutturalischen Artikulation in folgenden Fällen vor: Lateinisches *lingua*, verwandt mit λείχειν, *lingere* „züngeln = lecken", lautet auch im Italienischen *lingua*, aber im Französischen *langue*. Darin bethätigt sich aber nur die phonetische Rechtschreibung, nämlich Akkomodation an die Aussprache, als das *i* — wie z. B. in *intrare*, *entrer*, *to enter;* oder *infans*, *enfant; imperator*, *empereur; similis*, *semblable* —, zu *e* zerdrückt und dieses vor dem *ng*, das im Rachenraume und deshalb unwillkürlich mit erweiterter Mundhöhle produziert wird, zum volleren Laute *a* geworden war. Diesen Einfluss des gutturalischen *n* beobachtet man wenigstens noch in dem mit lat. *cingulum* und engl. *cingle* parallel gehenden *sangle* „Gurt", während das *a* von *séance* wahrscheinlich schon auf das *a* von *séant* zurückgeht, indem das Participe présent nach Analogie der ersten Konjugation bei allen Verben mit *a* gesprochen und geschrieben wurde, wie die den lateinischen Wörtern *benevolentia*, *confidentia*, *continentia* und *obedientia* entsprechenden *bienveillance*, *confiance*, *contenance* und *obéissance* von den französischen Partizipien ausgegangen sind. Wenn ferner lateinischem *condemnare* und englischem *to condemn* ein franz. *condamner* entspricht, so liegt eine aus Selbstvergessenheit der Sprachentwickelung erklärliche Nachwirkung des verbum simplex *damnare*, *damner* vor, und zur Unterscheidung von *penser* „mit der Wage aufziehen, abwägen, denken" hat man *panser*, das den Sinn „eine Aufgabe (pensum) sorgfältig erledigen, eine Wunde verbinden, ein Pferd abwarten" besitzt, mit *a* geschrieben.

Vermehrung der Vokale ist, so vielfältig sie auch auftritt, im letzten Grunde überall, so weit ich sehen kann, die Frucht des Strebens der Sprachorgane nach Erleichterung der Artikulation. So liegt eine innere Zerdehnung des langen Vokals, also Verteilung der Bewältigung der Vokalquantität — ein auch im Hebräischen auftretender Prozess — vor, wenn dem *flos*, *florem* im Englischen ein *flower* gegenübersteht. Sodann ein der Mouillierung ähnlicher Vorgang scheint mir vorzuliegen, wenn sich folgende Lautgruppen neben einander stellten: *necare*, noyer „ertränken"; *credere*, *croire; bibere*, *boire; digitus*, *doigt; fides*, *foi; messis*, *moisson* „Ernte"; *rex*, *regis*, *roi; punctum*, *point* etc.; — *bene*, *bien; canis*, *chien; febris*, *fièvre; pedis*, *pied; sedes*, *siége; virgo*, *vierge* etc.; *serra* „Säge", span. *sierra; terra*, *tierra; visus*, engl. *view*. Ein Einschub, der mit dem labialen, also *u*-verwandten Charakter des *p* zusammenhängt, scheint mir vorzuliegen, wenn neben *potens* im Franz. ein *puissant*, neben *porta* im Span. ein *puerta* sich bildete. Als eine Differenzierung des einfachen *o*, die vielleicht durch den folgenden labialen Nasal und die Darauffolge eines zweiten *o* begünstigt wurde, ist wohl das *uo* zu beurteilen, das gegenüber dem lat. *homo* im ital. *uomo* auftritt. Ist dieses *u* jedenfalls hinsichtlich seiner Stellung ein Vorschlagslaut, so erinnert es daran, dass Vokalvermehrung mehrfach auch durch die sogenannte Prothesis eingetreten ist, die der Scheu der Sprachwerkzeuge, aus der Indifferenzlage unvermittelt zur Hervorbringung von Konsonanten überzugehen, entspringt. So wurde z. B. *scutum* zu *écusson* „Schildchen", *sperare* zu *espérer* etc.; wie im Engl. *state* und *estate* etc. neben einander stehen. Indem ferner *draco* oder vielmehr *draconem* (S. 17) und engl. *tarragon* „Kaisersalat" (Artemisia dracunculus bei Linné) sich entsprechen, hat die Selbstverdoppelung des Dauerlautes *r* zur Erzeugung eines Vokales, und zwar, wie nach der obigen Erörterung (S. 18 10) und der sonstigen *a*-freundlichen Wirkung des *r* nicht befremdlich ist, zur Erzeugung eines *a* geführt. Endlich handelt es sich um das auslautende *o* in italienischen Formen, wie in dem mit lat. *sum* parallelen *sono* (vgl. weiter z. B. lat. *sunt* mit *sono*; *amant* mit *amano*; engl. *garden* mit *giardino*). Dieser vokalische Auslaut ist wohl ebenso eine Frucht der Abneigung des Sprechorgans gegen konsonantischen, nicht durch folgenden Vokal erleichterten Abschluss, wie des Strebens nach gleichmässig vokalischem Wortausgang, also nach Nachahmung des häufig die Wörter schliessenden *o*. Die erstere Ursache kann nicht deshalb in Abrede gestellt werden, weil in einem noch weiteren Entwickelungsstadium ebenderselben Sprache der vokalische Wortausgang, und zwar nicht etwa zur Vermeidung des Hiatus, dann und wann vernachlässigt wird, indem z. B. *essere* zu *esser*, *avere* zu *aver*, *diventare* zu *diventar* (Manzoni, I promessi sposi, Cap. 1), *signore* zu *signor*

uno zu *un*, Praesens *trovano* zu *trovan*, Impf. *insegnavano* zu *insegnavan* verkürzt wird.[1]

Das Wichtigste an diesen Sprachfortbildungen ist aber dieses, dass in ihnen allen sich keine positive, sondern nur eine negative Thätigkeit des Denkens zeigt. Denn alle erwähnten Sprachänderungen, abgesehen von *panser* (18 40), sind nicht von dem Streben des Gedankens, neue Fortschritte der in einer Sprache verkörperten Logik zur Darstellung zu bringen, hervorgerufen worden. Sie sind vielmehr der Neigung des Sprechapparates entsprungen, einen weniger mühevollen Gebrauch der sprachlichen Ausdrucksmittel herbeizuführen. Daraus erkennt man, dass bei der Entwickelung der bis jetzt betrachteten indogermanischen Sprachen der unbewusst richtig scheidende und verbindende Gedanke, welcher bei der ursprünglichen Sprachentstehung der Richtung gebende Faktor war, von seiner positiv schaffenden Wirksamkeit, wenigstens in der Gestaltung der sprachlichen Lautkörper, zurückgetreten ist. In der Verwendung der Sprachgebilde finden wir den nach Deutlichkeit und Klarheit strebenden Intellekt[2] allerdings in reger Thätigkeit: der Wunsch, die unbestimmte und die bestimmte Setzung der Begriffe deutlich zum Ausdruck zu bringen, führte zur Verwendung deiktischer Elemente als eines „Artikels“. So wurde dieser „eine charakteristische Neuerung der romanischen Sprachen gegenüber dem Latein“ (B. Schröder a. a. O., S. 62).

II. Positive Feststellung der Grundtendenz der Entwickelung im Semitischen.

1. Haupttendenzen der Entwickelung in den neueren semitischen Sprachen.

Untersuchen wir nun, ob ebendieselben Erscheinungen

---

[1] Es ist mir erfreulich, dass ich durch diese vor zwölf Jahren niedergeschriebene Untersuchung das Urteil beweisen kann, das W. Wundt jetzt in seiner Völkerpsychologie I, 1 (1900), S. 297 ausgesprochen hat: „In dem Gebiet der indogermanischen Sprachen scheint der Lautbestand der uns erreichbaren Urzeit nicht ärmer, sondern reicher zu sein, als der der meisten Sprachzweige, die aus der Ursprache hervorgegangen sind“.

[2] Vgl. meine „Stilistik, Rhetorik, Poetik“ (1900), S. 7—148: Der Intellekt fordert Deutlichkeit des einzelnen Ausdrucks und Klarheit des Wechselverhältnisses der Darstellungselemente.

sich bei der Vergleichung solcher semitischen Sprachgestalten beobachten lassen, deren Existenz nach dem offen vorliegenden Zeugnis der Litterargeschichte auf einander folgenden Zeiten angehört!

Fassen wir dabei zunächst das Altarabische und das Neuarabische ins Auge, so finden wir z. B. folgende Erscheinungen[1].

Eine Abschwächung, ein flüchtigerer Vollzug des Kehlkopfverschlusses, der als Spiritus lenis bezeichnet zu werden pflegt, zeigt sich darin, dass der anlautende Spiritus lenis mehrfach „verschluckt“, also übergangen wird. Zu den Beispielen, die Spitta, S. 15 gegeben hat, füge ich noch, dass ich in Besprechungen der Bruderschaften, die namentlich jetzt in Nordafrika eine bedeutende Rolle spielen, statt des alten *ichwân* (إِخْوَان) „Brüder“ vielmehr *Chuan* transkribiert gefunden habe (Baseler Missionsmagazin 1889, S. 327). Erleichterung der Sprecharbeit ist es auch, wenn die im hinteren Munde zu vollziehende Artikulation des Spiritus lenis in die weiter vorn im Munde und daher leichter zu leistende Produktion eines *w* übergeht. Dies treffen wir mehrmals im Anlaut, weil z. B. neben *'âkil* „essend“ gewöhnlich *wâkil* gesprochen wird (Spitta, S. 16), aber auch im Inlaut, denn z. B. neben *ra'ã* (*j*; vidit) bildete sich ein *rawã*, und daraus entstand durch Metathesis *warã*, wovon der Intensiv-Causativstamm *warrã* (ostendit) herstammt (Vollers § 39, 1). Auch darin, dass ʒ (ع) „gewöhnlich durch das schärfere und deutlichere *ḥ* (*ch*, ح) ersetzt wurde“

---

[1] Betreffs des thatsächlichen Lautwechsels, nicht der lautphysiologischen Erläuterungen lehne ich mich, nachdem ich früher die Angaben von Eli Smith, Wallin und Hassan benützt, jetzt an folgende Arbeiten: Spitta, Gram. des arab. Vulgärdialektes in Ägypten (1880); Vollers, Lehrbuch der ägypto-arabischen Umgangssprache (1890); Transkription des neuarabischen Tartuffe (ZDMG 1891, S. 49 ff.).

(Spitta, S. 24), wich der schwerere Verschlusslaut dem leichteren Engelaut. — Weiter ist statt des *t* (ت), das mit geöffneten Stimmbändern gesprochen wird, daher tonlos, vom Vokal weit entfernt ist, auch das *d* (د) eingetreten (Spitta, S. 16), welches der Vokalartikulation hinsichtlich der Stimmbänderstellung näher steht. Ebenso spricht man statt s (س) auch die Media *ẕ* (ز, franz.-engl. z; Spitta, S. 18) etc., wie dem emphatischen, d. h. mit anstrengender Zusammenpressung des Mundraums gesprochenen *ḍ* (ض) auch ein blosses *d* (د; Spitta, S. 19) vorgezogen wird[1]. Auch die schweren assibilierten Dentale ث (*ṯ* = engl. *th*), ذ (*ḏ* = engl. *dh*) und ظ (*ẓ*) werden im Vulgärarabischen Ägyptens nicht gesprochen. Für alle drei werden leichtere Artikulationen gewählt: für *ṯ* teils *t* und teils *s*; für *ḏ* teils *d* und teils *ẕ* (= franz.-engl. *z*); für ظ (*ẓ*) teils *ḍ* und teils *ẕ* (Spitta, S. 16f. 19; Vollers § 1; S. 1f. 155)[2]. — Während ferner im Altarabischen das *u-w* als dritter Stammkonsonant nur bei den abgeleiteten Verbalstämmen in *i-j* übergegangen ist, das mehr im mittleren Mundraum und daher mit geringerer Mundbewegung zu sprechen ist, wird im Neuarabischen auch beim einfachen Verbalstamm *u-w* zu *i-j* (Spitta, S. 29). — Auch betreffs der sogenannten Assimilation ist das Altarabische vom Neuarabischen überflügelt worden, indem das *l* des Artikels gewöhnlich[3] auch mit einem anlautenden *g* und *k* zusammengesprochen wird (Spitta, S. 30). Zusammensprechung erfährt jetzt sogar das *l* der Präposition *ʿal* „auf“. Als anlautende Konsonan-

---

[1] Dass umgedreht statt des leichteren Dentalen der anstrengendere gesprochen wird, tritt bloss infolge einer besonderen Erregung, wie z. B. beim Schimpfen, ein (Spitta, S. 4f.).

[2] Auch im Maghrebinischen „wird ث heute wie ت gesprochen“ nach Socin, Die arab. Eigennamen in Algier (ZDMG 1899, S. 473).

[3] Vollers, Lehrbuch § 9 sagt „mitunter“.

tenkomplexe erscheinen in maghrebinischen Eigennamen *bl, br, dl, dr, gl, gr, kl, kr, tl, tr,* nicht bloss *kn,* sondern auch *km* und sogar *bm, bd* etc. (Socin in ZDMG 1899, S. 477 f.). Allerdings ist die Aussprache der Eigennamen auch nicht ganz massgebend[1]. Wenn im Gebiete der Vokale das weitere Fortschreiten der Imâlierung[2] des mit Phätcha bezeichneten Lautes (Umwandlung von *a* zu *ä, e*) und der Zerdrückung der mit Käsra und Ḍamma angedeuteten Laute (*i* zu *ö, u* zu *ŏ*) nicht zweifellos sollte konstatiert werden können, so ist doch sicher der durch Phätcha symbolisierte Laut, d. h. jeder dem *a* verwandte Laut, im Neuarabischen auch sogar zu *i* geworden (Spitta, S. 49)[3]. Dies kann nicht schon bei der Setzung der drei Vokalzeichen der Fall gewesen sein, weil in den betreffenden Silben sonst nicht Phätcha, sondern Käsra, das Anzeichen von *i* und allen *i*-ähnlichen Lauten, gesetzt worden wäre. Besonders lehrreich ist auch, dass altarabisches *wa* jetzt unter Umständen, nämlich wenn das Zusammentreffen mit einem *a* der folgenden Silbe vermieden werden soll, auch *u* gesprochen wird. Denn in palästinischen Zauberformeln begegnet neben *walâ* etc. auch *urabb* sowie *uʒala* etc. (ZDPV 1889, S. 216), und dies setzt den Übergang von *wa* in *we* voraus. Ferner auch die Monophthongisierung von *au* und *ai* ist weiter

---

1 Vermehrung des Konsonantenkörpers der Sprachelemente durch ideelle Vernachlässigung des Artikels, wie oben S. 17 30 ff., findet sich z. B. in der Zusammenziehung von *el-aṭrûn* zu *lâṭrûn*, woran wieder in ZDPV 1890, S. 209 erinnert ist.

2 „Das Classisch-Arabische hat diesen terminus technicus (امالة, *'Imâla*, Abbiegung) nur für die Neigung des gedehnten *a* zum *i*-Laute, und die Grammatiker führen nur sehr wenige Beispiele einer *'Imâla* des kurzen *a*-Lautes an" (M. Grünert, Über die 'Imâla, S. 8).

3 *a* wurde zu *i* auch z. B. bei der Femininendung oft in Syrien und Palästina: Belege findet man in der ZDMG 1885, S. 135 und ZDPV 1889, S. 15.

fortgeschritten. Neben *ʿAin*, *Ḥaifa* (*chaifâ*), die in meinem Lehrgeb. 2, S. 503 erklärt sind, und „*Beit Djala*“ etc. bei Schneller, Kennst du das Land? S. 136. 165. 181. 221. 350 spricht man auch *Bethdschala* (v. Orelli, Durchs heilige Land, S. 155). Sodann hat das Neuarabische alle wortschliessenden Vokale mit Ausnahme weniger Reste verloren (Spitta, S. 49).

Hinsichtlich der Verbalflexion hat das vulgärarabische Idiom hauptsächlich folgende Elemente eingebüsst: den XI. Verbalstamm; beim VIII. Verbalstamm zum Teil die eigentümliche Transposition, die aus Neigung zur Nivellierung durch Vorsetzung des *t* ersetzt wurde; das Passiv bis auf wenige Spuren, sodass das Passiv durch ursprüngliche Reflexivformen ersetzt wurde; den Modus subjunctivus, apocopatus und energicus des Imperfekts; die Dualformen sowie die Femininformen des Plurals (Spitta, S. 192 f.)[1]. Dass ferner das Sprachgefühl für die Bedeutung der die Person bezeichnenden Afformativen sich abschwächte, zeigt sich daran, dass das persönliche Fürwort häufiger, nämlich auch da gebraucht wird, wo keine Undeutlichkeit zu befürchten war (Vollers § 70). Andererseits beginnt die Ausbildung neuer Mittel des Tempusausdrucks: Zusammensetzung des Perfekts *kân* (war) als eines Hilfsverbs mit einem folgenden Perfekt deutet das Plusquamperfekt an (Vollers § 16. 31. 63). Die Zusammensetzung *be-jidrab* drückt das Praesens „er schlägt“ aus (§ 16, 3)[2]. Bei den Nominaltypen ist z. B. die Einschränkung des Gebrauchs

---

Fleischer sagt bei Besprechung eines griechisch-arabischen Codex rescriptus (Kleine Schriften, Bd. 3, S. 383 ff.): „Wie in Tausend und eine Nacht, sind auch hier einzelne jener älteren Formen mit den neuen gleichsam noch im Kampfe begriffen; willkürlich tritt bald die eine, bald die andere ein. So begegnen die Pluralendungen des Impf. auf ون neben denen auf وا, der Dual des Zeitworts neben dem ihn verdrängenden Plural, das Dualpronomen هما neben هم.“

2 G. Kampffmeyer, Die arab. Verbalpartikel *b* (*m*) 1900, S. 6 ff.

des Deminutivstammes, und seine Ersetzung durch das Adjektiv „klein“ (Spitta, S. 98) höchst charakteristisch, weil beides auch im Neuhochdeutschen aus Scheu vor Vokalumlaut immermehr einreisst. In der Nominalbeugung tritt wieder der Gebrauch des Dual zum Teil[1] zurück (Spitta, S. 131), und von den Kasusendungen der alten Sprache (*u*, *i*, *a*), die schon in späteren Handschriften vermengt wurden, indem *u* auch am Genetiv erscheint (Nöldeke, Die sem. Spr. 1899, S. 52), „haben sich einige Spuren erhalten“ (Vollers § 51, 3), während eine Umschreibung des direkten Genetivverhältnisses durch *betâȝ* üblich wurde (Spitta, S. 149), das im Tunisischen *mtâȝ*[2] gesprochen wird (Stumme, Gram. des Tunis. § 118). Die Determination zusammengesetzter Grössen wurde im Vergessen der ursprünglichen logischen Beziehung ihrer einzelnen Bestandteile alteriert (Spitta, S. 78: *erragil-dä* = dieser Mann; S. 123. 323 etc.).

Aus dem Gebiete der Syntax beachte man z. B. folgendes: In manchen Fällen tritt der Akkusativ auf, wo der Nominativ erwartet wird (Vollers, Beiträge zur Kenntnis der lebenden arabischen Sprache in Ägypten; ZDMG 1887, S. 365 ff. 388). Das Pron. demonstrativum *da* und *di* wird dialektisch nicht selten vor das beschriebene Substantiv gestellt (Vollers § 9, 1), vgl. im Neuhebräischen unten S. 32 9.

Fleischer bemerkte in seiner Abhandlung über einen griechisch-arabischen Codex rescriptus der Leipziger Universitätsbibliothek (Kleine Schriften, Bd. 3, S. 383 ff.): „Die Sprache dieser Bruchstücke, wiewohl nach dem Schriftcharakter wenigstens 800 Jahre alt, zeigt schon die meisten einfacheren Formen, die bald nach der Verbreitung des Ara-

---

[1] „Dualformen sind im Tunisischen durchaus nicht selten (Hans Stumme, Gram. des Tunisischen (1896), § 93).

[2] Über den Wechsel von *b* und *m* vgl. m. Lehrgeb. 2, S. 459.

bischen über seine ursprünglichen Grenzen hinaus zunächst in den Ländern, wo man sonst aramäisch und griechisch sprach, im gewöhnlichen Leben und besonders bei den Nichtmuhammedanern, welche der muslimischen philologischen Schulbildung mehr und mehr entbehrten, bald auch in der Schriftsprache Geltung gewannen. So bildete sich die κοινὴ διάλεκτος des Arabischen (Ḥaǵi Chalfa IV, p. 323), während die durch Koran und Sunna geheiligten Formen der älteren Beduinensprache, gleichsam der ἀτθίς des Arabischen, die unter den höher Gebildeten mehr künstlich als natürlich fortlebten, nach Gesetzen, denen sich keine Sprache des täglichen Verkehrs entziehen kann, auch aus diesen Kreisen immermehr verschwinden.“ Fleischer zeigte dann (s. o. S. 24, Anm. 1), dass z. B. in „Tausend und eine Nacht“ die Endungen *ûna* und *û* am Imperfekt, der Dual und der Plural in den Verbal- und Pronominalformen neben einander gebraucht wurden. Wenn nun in späteren Schriften und im jetzigen Vulgärarabisch diese Endung *ûna* und diese Dualformen gar nicht gebraucht werden, so darf man nicht bloss, sondern muss man urteilen, dass z. B. in „Tausend und eine Nacht“ die erwähnten Endungen noch existierten, und dass sie jetzt nicht mehr im Gebrauche sind. Diesen Wechsel zwischen Formen, die in Schriften gebraucht sind, welche thatsächlich älter, als der erwähnte Codex rescriptus sind, und zwischen Formen, die z. B. in letzterem Schriftstück auftreten, belegt nun Fleischer weiter bis S. 386, und dieser Übergang von volleren Formen (z. B. *ûna*) zu kürzeren Formen (z. B. *û*) ist eine ganz erklärliche und oftmals in der Sprachgeschichte bezeugte Thatsache, vgl. z. B. das lat. *habeo*, *habes*, *habet* mit ital. *ho*, *ai*, *a*. Bei diesem Sachverhalt ist es nicht nur unbewiesen, sondern dürfte es auch nicht voll beweisbar sein, wenn Oestrup in dem Aufsatze „Über zwei arabische Codices sinaitici“ (in der ZDMG 1897, S. 453 ff.) auf S. 470 sagte: „Je mehr man sich mit dem Vulgärarabischen und der Vergleichung desselben mit andern semitischen Dialekten beschäftigt, desto mehr kommt man zu der Überzeugung, dass die heutige Volkssprache keine Tochter des Schriftarabischen sein kann.“

Wirft man ferner einen vergleichenden Blick auf die Beziehung der Laute und der Flexionsverhältnisse des Äthiopischen (*Ge‘ez*) und seiner mehr oder weniger geraden Fortsetzungen (*Tigrê*, *Tigriña* etc.), so bietet sich z. B. folgendes der Beobachtung dar.

Altäthiopische Inschriften bieten noch das assibilierte d̲ (= arab. d̲, ذ) und t̲ (= arab. t̲, ث) an Stelle des späteren

äthiopischen ẕ und *s* [ሰ] (ZIMMERN, Vergl. Gram. § 3h. 4c). Das *k*, womit die Endung der 1. sing. Perf. im Geʿeẕ (*qatalkû*), im Tigrê[1] (*nebercò* bei LITTMANN 1899, S. 5) und im Tigriña (*geberkú*)[2] anlautet, ist im Amharischen,[3] worin sich ein dem Geʿeẕ gegenüber südlicherer Dialekt Äthiopiens fortsetzte, zu *h* erleichtert: vgl. *naggarhû* (bei GUIDI l. c. § 46) oder *sabbarhu* „je brisai" (bei MONDON-VIDAILHET l. c.,[4] p. 372). Ferner die Jotacierung von Dentalen, z. B. der Übergang von ተ (*t*) in ቸ (*t'* = *tsch*) bestand im alten Geʿeẕ noch nicht (vgl. meine Äth. Studien, S. 118).[5] Sie bestand ebenso wenig im Tigrê, und sie unterbleibt auch im Dialekt des benachbarten Harar (PRÄTORIUS, ZDMG 1869, S. 454f.) noch manchmal gegenüber dem alten unjotacierten Dentalen, wie auch noch im Tigriña (ZDMG 1883, S. 449),[6] denn z. B. die Endung der 3. sing. fem. Perf. lautet im Tigriña

---

[1] ENNO LITTMANN, Das Pronomen und Verbum in der Tigrê-Sprache (Zeitschr. f. Assyr. 1897, S. 188–230. 291–316; 1898, S. 133–178; 1899, S. 1–102).

[2] Z. B. bei L. DE VITO, Grammatica elementare della lingua tigrigna (Roma 1895) § 13.

[3] Für das Amharische zitiere ich ausser dem grundlegenden Werke von FRANZ PRÄTORIUS „Die amharische Sprache" (1879) auch die Grammatica elementare della lingua amariña von IGNAZIO GUIDI, 2a Edizione (Roma 1892) und einen „Abriss der amharischen Grammatik", den J. PERRUCHON in der Zeitschrift *Muséon* 1899, S. 74ff. 195ff. veröffentlicht hat.

[4] Siehe S. 28, Anm. 1.

[5] Übrigens das Zeichen *t'* oder *č*, eine Nachahmung von *ǵ* = *ǧ* und *ḳ'* = *ḳ̌*, dürfte eine geeignetere Transkription bilden, als *kh*, was DILLMANN in „Die Kriegsthaten des Königs Amda Sion" (Sitzungsberichte der Berl. Akad. 1884, S. 1011) wahrscheinlich im Hinblick auf englisches *ch* gewählt hat.

[6] In der ZDMG 1883, 1884, 1885 und 1888 sind Tigriña-Sprichwörter, die ein ungenannter Gelehrter gesammelt und erläutert hat, durch PRÄTORIUS herausgegeben worden. Auf diese Sammlungen beziehen sich die hier gegebenen Zitate aus den vier genannten Jahrgängen der ZDMG.

auf *t* aus (ገበረት = *geberèt* bei DE VITO l. c., S. 19. 21). Dieser Übergang ist aber viel weiter im Amharischen herrschend, wo man ihn z. B. in *naggarač* (sie redete „essa parlò" bei GUIDI, Gram. amariña, § 46) findet, vgl. auch „*sabbaratch, elle brisa*" im Dialekt von Tchahâ.[1]

Ein Beispiel von der verwandten Mouillierung des *n* ist ዳኛ፡ *dañâ* (*danjâ*) „der Richter" (ZDMG 1888, S. 64). Mouillierung des *l* bis zur Umwandlung desselben in *j* zeigt der Dialekt von Hamâsên, „beinahe der nördlichste Ausläufer des Sprachgebietes des Tigriña", indem aus እንበለ፡ *'enbala* die Form እምበይ፡ *'embaj* geworden ist (vgl. PRÄTORIUS, Über zwei Tigriña-Dialekte [ZDMG 1874, S. 437f.]). — Im Vokalbereiche ist *a* ausserhalb der Nähe von Gutturalen (cf. ሐሩስ *harâss* bei DE VITO § 4) meist zu *ä* geworden, hat also die *'Imâlè* (s. o. S. 23) erfahren.[2] Ferner ደርሖስያ ist in der Aussprache *dorhosja* ein Beispiel der Zerdrückung eines *a* in *o* (ZDMG 1885, S. 323). Ursprüngliches *â* ist andererseits, obgleich selten, in *e* verwandelt (PRÄTORIUS, Tigriñagrammatik § 20). Die auf *i* auslautenden Wörter verkürzen im Tigriña ihr *i* zu *e*, resp. erscheint der Schlusskonsonant in der sechsten Form (ZDMG 1883, S. 446). — Betreffs der Flexion bemerke ich nur dies: Eine eigene Form für den Akkusativ giebt es im Tigriña nicht mehr. Man bildet ihn entweder durch das Präfix ን, das zugleich auch das Dativzeichen ist, oder man deutet ihn einfach durch die Stellung im Satze an (DE VITO § 40). Ein später Ersatz der besonderen Akkusativform wird auch in der Vorausnahme des substantivi-

---

[1] Vgl. MONDON-VIDAILHET über Les dialectes éthiopiens du Gouraghê in der Revue sémitique (1900), S. 372.

[2] PRÄTORIUS, Grammatik der Tigriñasprache hauptsächlich in der Umgegend von Aksum und Adoa (1872) § 12; Tigriña-Sprichwörter (ZDMG 1883, S. 449).

schen Akkusativs durch den pronominalen gesucht (ZDMG 1884, S. 482).

Im Ganzen ebendieselbe Entwickelung beobachtet man bei der Vergleichung von Altsyrisch und Neusyrisch.[1] Denn wie alle jüngeren aramäischen Dialekte,[2] zeigt auch die jetzt am Urmiasee und in Kurdistân gesprochene Mundart eine starke Veränderung der Gutturalen, indem diese meist „erweicht" werden (Nöldeke, S. 56; vgl. z. B. ܪܝܩ *rīq* bei Maclean § 4, 2, oder ܐܕܝ = ܗܢܐ „this" ebenda § 108c).[3] Ferner ist das spirierte ܦ von seiner ursprünglichen Aussprache, in der es wie deutsches *w*[4] klang, in die des englischen *w* übergegangen (Nöld., Neusyr. Gram., S. 48). Jotacierung ist bei Palatalen (Nöld., S. 40) und bei Dentalen (S. 42; Maclean § 4, 6. 9) eingetreten. (Im Mandäischen findet sich *z̠* auch für ursprüngliches *d* nach Nöldeke, Die sem. Spr. 1899, S. 34.) — Im Gebiete der Vokale zeigt sich Trübung, oder besser, Herabdrückung des Eigentones der Vokallaute: dem ostaramäischen (nesto-

---

[1] Vgl. Nöldeke, Grammatik der neusyrischen Sprache am Urmiasee und in Kurdistân (1868) und A. J. Maclean, Grammar of the dialects of Vernacular Syriac (1895).

[2] Z. B. das galiläische Aramäisch (vgl. M. Schultze, Grammatik der aramäischen Muttersprache Jesu 1899, S. 4), oder das Samaritanische, vgl. z. B. ࠀࠔࠋࠍ und ࠏࠔࠋࠍ als Varianten bei P. Kahle, Textkritische und lexikalische Bemerkungen zum samaritanischen Pentateuchtargum (1898), S. 13, etc.

[3] Unter den Palatalen ist das schwere ק im Mandäischen immermehr zu כ und ג erleichtert worden (Nöldeke, Mand. Gram. 1875, S. 38). Auch in den von Maclean beschriebenen neusyrischen Dialekten findet sich *q* zu *k* oder *g* und *ch* erleichtert, vgl. altsyrisches ܣܥܪ̈ܐ „Haar" mit neusyr. ܟܘܣܐ etc. (Maclean § 119. 120). Ebenso ist im heutigen Fellîḥî-Dialekt *q* mit *k* gleichlautend (Ign. Guidi bei M. Schultze l. c. § 6). Über den ursprünglichen Laut des ק siehe meine Äth. Studien, S. 28—31.

[4] Oder franz.-engl. *v* (Brockelmann, Syr. Gram. 1899, § 10).

rianischen) *â* entspricht westaramäisches (maronitisches) *ô*. Ferner die Dialekte von Urmia, Salamâs und das Fellîḥî haben *â*, aber der Dialekt vom Ṭûr hat *ô*. Sodann im Neusyrischen wird *a* nicht bloss, wie im Mandäischen und in andern spätaramäischen Dialekten, zu *ä* „geschwächt“, sondern geht bis zur Verwandlung in *i* fort (Nöld., S. 16). Das Bestreben des Altsyrischen, alle Diphthonge in geschlossenen Silben zu monophthongisieren, ist im Neusyrischen völlig durchgeführt und bis zur Verkürzung der betreffenden Monophthonge ausgedehnt, wie z. B. die Endung *ain* nicht bloss zu *ên*, sondern zu *en* wurde (Nöld., S. 19. 79; vgl. ܠܝܬ, *lĭt* „there is not“ bei Maclean § 7). Im Wortauslaut sind Vokale, die im Altsyrischen noch vorhanden waren, verhallt (Nöld., S. 20). ܗܪܐ erscheint als ܗܪ in Handschriften aus der Damascene, die aus dem 15. und 16. Jahrh. stammen (Sachau, S. der B. Acad. 1899, S. 510), und im jetzigen Dialekt von Maʿlula (M. Parisot, Journal As. 1898, vol. 1, p. 308), und statt des edessenischen ܗܘܐ erscheint in jenen Handschriften ܗܘ. Ähnlich ist es, wenn z. B. statt *hånôn* und *hånên* „sie“ ein blosses *âné* oder sogar *ån* (ان) gesprochen wird (Maclean § 10. 85). — Übrigens macht sich die Analogie des transitiven Verbs gegenüber dem intransitiven Verb geltend (vgl. Sachau, S. der B. Acad. 1899, S. 510). Endlich Neubildungen im Neusyr. (s. o. S. 24 20), wie z. B. das Auftreten eines Artikels im Dialekt vom Ṭûr ʿAbdîn, erwähnt Nöld., Die sem. Spr., S. 38. 44.[1]

[1] Das rätselhafte *t*, das im Samaritanischen mehrfach vor den Verbalsuffixen erscheint und von mir im Lehrgeb. 2, S. 445 untersucht worden ist, wird auch mit dem *t* zusammenhängen, das im Amharischen (Prätorius, Die amh. Spr., S. 112. 117) hinter dem Suffix auftritt, wie in *maharawat* „er erbarmte sich ihrer“, vgl. im Äth. z. B. *ʾemûntû, zentû, bôtû* etc.

Werfen wir nach den mehrfach erwähnten Gesichtspunkten endlich auch auf den phönizisch-hebräischen Ast des semitischen Sprachstammes einen Blick, so beobachten wir folgendes: Zuerst was das Phönizische anlangt, findet sich in jüngeren afrikanischen Inschriften „Erweichung“ der Gutturale, und in den neupunischen Inschriften, wie sie seit dem ersten Jahrhundert vor Chr. erhalten sind, tritt diese Abschwächung der Kehllaute erst recht hervor. „Da werden die Gutturale, die ihren wirklichen Laut eingebüsst hatten, in der Schrift vielfach vertauscht“ (Nöld., Die sem. Spr., S. 31). Ferner bei der Vergleichung des alttestamentlichen und des späteren Hebräisch zeigen sich z. B. folgende Erscheinungen.

Statt des schwierigen Kehlkopfdruckes ע wurde vielfach die leichtere Artikulation des א oder ה oder ח vollzogen, wie statt des ח mehrfach ein ה gesprochen wurde (Siegfried-Strack, Lehrbuch der neuhebr. Spr. und Litteratur 1884, § 10). Ferner die weit hinten im Rachenraum gesprochenen Gutturale ע und ה haben öfters sich in Palatale oder gar in assibilierte Dentale umgewandelt, die weiter vorn und daher mit weniger Anstrengung produziert werden (§ 11). Die Verba, deren dritter Stammkonsonant ein Spiritus lenis war, haben fast völlig eine Semivocalis als Schlusskonsonanten angenommen (§ 98). Aphäresis, Synkope und Apokope haben weithin an der Veränderung der Wortkörper gearbeitet (§ 22—24). Die Zusammensprechung von Konsonanten schreitet fort (Stein, Das Verbum in der Mišnasprache, S. 19). — Sodann im Vokalbereiche taucht für griechisches *α* doch auch blosses *ĕ* (z. B. *καλον* = כְּלֶן) oder gar *i* auf (Siegfried § 16). — Der Ausdruck des Passivs durch innere Formgestaltung ist im Neuhebr. im Aussterben begriffen (Stein, S. 8. 11f.). Der Unterschied des Mask. und des Fem. in der 3. plur.

Impf. ist in der Mišna verschwunden (Stein, S. 25). — Im Gebiete der Nominalflexion wird der Akkusativ der Relation zum neuen Nominativ (z. B. אותו האיש „was ihn anlangt, den Mann" = selbiger Mann), wie auch das Genetivverhältnis durch vorausgehendes Pronomen possessivum samt folgendem Relativ ausgedrückt wird.[1] Weiter wird die Determination schon durch vorausgeschicktes Personalpronomen bewirkt,[2] und Voranstellung des Pronomen demonstrativum kommt, wie im Neuarabischen (s. o. S. 25 23), in Übung: z. B. בזה הספר „in diesem Buche" bei Ibn Ezra, Ṣachchoth, ed. Lippmann, fol. 7 b.

Durch diese vier Gruppen von Beobachtungen scheint eine hinreichend tragfähige Basis für die Beurteilung der Richtung gewonnen zu sein, die das Wachstum des semitischen Sprachtypus mit dem Fortschritte der Zeit eingeschlagen hat.

Ehe wir aus diesen Erfahrungen, die bei der Vergleichung mehrerer, ihrem Ausgangspunkte nach wesentlich identischer, aber zeitlich sich einander sukzedierender Idiome gewonnen worden sind, einen Schluss betreffs der Entwickelungsrichtung des Semitischen überhaupt ziehen, muss erst noch eine Erkenntnis zum Ausdruck gebracht werden, die bei ebenderselben Vergleichung sich nebenbei aufgedrängt hat. Nämlich hauptsächlich die Konsonanten, welche gleichsam die markanten Grundlinien im Typus einer Sprache bilden, haben nicht ganz gleichmässig vom mehrfach herrschenden

---

1 שְׁלוּחוֹ שֶׁל אָדָם „der Gesandte (Beauftragte) eines Menschen" (Mišna Berakhoth 5 5); נְבוּאָתוֹ שֶׁל יִרְמְיָה (jerus. Gemara, Sanh. 11 7); שְׁמוֹ שֶׁל מָשִׁיחַ (bab. Gemara, Pesachim 54 a); שמו שֶׁל מלך מ' המלכים „der Name des Königs der Könige" (Sopherim 14 12); בימיו של עתניאל „in den Tagen Othniels" (Diqdûqê ha-ṭᵉʒamîm § 70); חייו של ראובן „das Leben Rubens" (Seder ʒolam zôṭa, ed. Joh. Meyer, S. 99).

2 Z. B. באוּתָהּ שָׁעָה „in selbiger Stunde" (Beratchoth 5 3).

Zuge nach Erleichterung der Sprechthätigkeit sich hintreiben lassen. Sie haben sich mehrfach auch zu Reflexen der Geistesart und der Landesnatur des betreffenden Menschenkreises ausgestaltet. Diese Nebenerkenntnis drängt sich hauptsächlich beim Aneinanderhalten des östlichen Altsyrisch und des neusyrischen Dialektes auf, der nicht weit östlich davon seine Heimat besitzt und von Nöldeke im angeführten Buche beschrieben worden ist. Denn in dieser „im Alpenlande erwachsenen" Mundart treten mehrfach solche Laute auf, die mit grösserer Luftmasse und stärkerem Munddruck gesprochen werden, wie z. B. *q* für *k* (Nöld., Neusyr. Gr. S. 39) und *ṭ* für *t* (S. 45. 152. 154. 156).[1] Auch erschallen da die unspirierten Laute *t* und *d* statt der spirierten (Nöld. l. c., S. 31. 42).

Es muss aber als unwesentlich beurteilt werden, wenn in derartigen Phänomenen dem in neueren Fortsetzungen alter Sprachen weithin angetroffenen Triebe, die Aussprache schwerer Konsonanten zu erleichtern, ein besonderer Gebrauch der Sprechwerkzeuge, der wahrscheinlich mit der Natur des betreffenden Landes und mit der Gesamtkultur des betreffenden Volkes zusammenhängt, sich als hemmende Macht entgegenstellt. Ziehen wir aber auch diese und an-

---

1 Im Ausdruck für „drei" und in Zusammensetzungen desselben wird für altsyrisches *t* das bedeckte, emphatische *ṭ* gesprochen (= ܛܠܐ, *ṭla*], zum Teil nur in Kurdistân (Nöld., S. 152. 154. 156; Maclean § 26, vgl. beim letzteren in § 123 noch einige Fälle des Wechsels von *t* und *ṭ*). Bemerke noch, dass „in den kurdischen Gebirgen die Affrikation (= Assibilierung) des ܬ (*t*) und ܕ (*d*) immer oder doch meistens aufhört" (Nöld., ZDMG 1882, S. 673), dass ق noch relativ (als *g*) „in Syrien vorwiegend bei den Bergbewohnern" bewahrt wird (Vollers, ZDMG 1887, S. 373), und dass im Bergland Ṭûr *ô* in Silben erklingt, die in Mosul etc. *â* zeigen. Vgl. über landschaftliche Einflüsse weiter in m. Lehrgeb. 2, S. 455, sodass Wundt's Äusserungen (Völkerpsychologie I, 1, S. 397 f.) doch wohl zu modifizieren sein werden.

dere Sondererscheinungen von der Summe der Prozesse ab, die im geschichtlichen Leben der für unsern Zweck beobachteten Sprachen auftreten: so bleiben als Vorgänge, die ganz oder fast allgemein im Leben ebenderselben Sprachen sich abspielen, folgende übrig: Vereinfachung der schwierigen Kehlartikulationen zum blossen Spiritus lenis und vielfache Vernachlässigung dieses letzteren, ein steigender Grad von Übergehung der Nasenartikulation, Erleichterung der Lippenartikulation *u-w* zu der Gaumenartikulation *i-j*, Jotacierung sowie überhaupt Mouillierung von Konsonanten,[1] Erhöhung des reinen *a* zu *ä* oder gar *i*, Zerdrückung von *i* und *u*, Monophthongisierung von Doppelvokalen (weitere Verdumpfung der daraus entstandenen *ê* und *ô* zu einer unreinen Nuance von *î* und *û*), Vernachlässigung auslautender Vokale, Zurücktreten des Duals und der Modi in der Verbalflexion, endlich ebendesselben Duals und der Kasusendungen in der Nominalflexion.

Ebenso selten, wie dieses, dass Wörter hinsichtlich des Vokalauslautes wuchsen, indem z. B. *sono*, *giardino* etc. (s. o. S. 19 35 ff.) durch Analogiewirkung entstanden, ist die Erscheinung, dass Flexionsendungen ihre Gebrauchssphäre erweitern, wie im Amharischen solche Attribute, wie „des Königs“ oder „aus Abessinien“, gleich einem einheitlichen Nomen mit Endungen versehen werden (Prätorius,, Die amharische Spr., S. 3 f.).

2. Finden wir nun die Erscheinungen, durch deren Auftreten sich gemäss der soeben angestellten Untersuchung

---

[1] G. Steindorff hat in Brugsch's Zeitschrift für die ägyptische Sprache etc. (1889), S. 106—110 nachgewiesen, dass Mouillierung auch beim Übergang des älteren Ägyptisch in den späteren saʿîdischen Dialekt aufgetreten sei, und dass in dieser Veränderung von altem *l* oder *r* zu *j*, die er S. 107—110 mit sicheren Beispielen belegt hat, uns einer der letzten kontrolierbaren Prozesse des ägyptischen Lautwandels entgegentrete.

eine neue Epoche in der Geschichte einer Sprache anzukündigen pflegt, auch bei der Vergleichung der altsemitischen Sprachen?

Von ihnen soll zunächst die altarabische Sprache ins Auge gefasst werden.

Ihrer Betrachtung muss ein Wort über Herkunft und Begriff des Altarabischen vorausgeschickt werden, weil Karl Vollers diese beiden Gegenstände in seiner Abhandlung über „Arabisch und Semitisch“ (Zeitschrift f. Assyr. 1894, S. 165 ff.) genauer präzisieren wollte. Sein Schlusssatz lautete: „Soviel dürfte schon jetzt sicher sein, dass der Glaube an die Sprache der Ḳureišiten[1] als die Grundlage der arabischen Schriftsprache nur ein schöner Traum ist.“ Das war nichts Neues. Denn schon Nöldeke, Die sem. Sprachen, 1. Aufl. S. 47 hatte mit dem grössten Nachdruck die Meinung bekämpft, dass „die arabische Sprache als ḳoraischitischer Dialekt zu bezeichnen“ sei. Etwas Neues aber war es, was Vollers im Unterschied von Nöldeke über die Entstehung der arabischen Schriftsprache meinte. Nöldeke nämlich hat (a. a. O., S. 44—46) die These verteidigt, dass die altarabische Sprache diejenige war, die im eigentlichen Arabien schon im 6. Jahrhundert weit und breit in wesentlicher Einheit herrschte, und dass „noch 200 Jahre nach Muhammed alle Beduinen des eigentlichen Arabien, einzelne entlegene Gegenden abgerechnet, als Inhaber dieser reinen „„arabischen““ Sprache gegolten haben.“ Aber Vollers hat die Meinung ausgesprochen, dass „nicht nur der Zufall, sondern zum Teil berechnende Auswahl und Künstlichkeit den Charakter dieser Sprache bestimmt haben“. Denn, so sagte er, „sowohl der Reichtum der arabischen Schriftsprache an eigenartigen, anscheinend nur ephemeren Lauten, als auch der gemischte Charakter derselben lege diese Vermutung nahe“ (S. 217).

Was meinte er damit?

Nun zunächst mit den ersterwähnten Ausdrücken „Reichtum an eigenartigen, anscheinend nur ephemeren Lauten“ meinte Vollers S. 216 f.) „die charakteristischen Laute der arabischen Schriftsprache, die Interdentale[2] und das laterale *z*, die jetzt entweder ganz untergegangen oder auf ein verhältnismässig kleines, meist nomadisches Gebiet eingeschränkt sind“, und über die er weiter bemerkt: „Dass

---

[1] Ich schalte ein: vgl. z. B. Freytag, Einleitung in das Studium des Arabischen (1861), S. 48 gegen Ende.

[2] Als Interdentale bezeichnete Vollers die assibilierten Dentale ث (*ṯ* = engl. *th*) etc.

sie auch früher keine weite Verbreitung gehabt haben, schliesse ich aus dem Gange der phonetischen Überlieferung, die schon im Mittelalter die Kunde von dem ursprünglichen anerkannten Werte nicht nur der genannten Laute, sondern auch des ق und der Erscheinung des اطباق[1] verlor und unter lokalen Einflüssen sich umgestaltete.“ Aber die hierin behaupteten Erscheinungen können nicht das darauf gebaute Urteil tragen. Denn Vollers muss ja selbst erwähnen, dass die dem Schriftarabischen eigentümlichen Laute in einem „meist nomadischen Gebiete“ sich erhalten haben. Er beweist also selbst indirekt, dass die arabische Schriftsprache ihren nächsten Quell im Beduinenarabisch hatte. Wenn aber ausserhalb jenes „meist nomadischen Gebietes“ die Laute, die dem Schriftarabisch eigentümlich sind, sich verloren haben, so folgt daraus nur, dass die altarabische Aussprache sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach erleichterte.

Sodann das andere Moment des oben zitierten Gesamturteils von Vollers über die arabische Schriftsprache, nämlich „der gemischte

---

[1] Der da von Vollers erwähnte *'Iṭbâqun* ist das „Bedecken“, die bedeckte Aussprache, d. h. die Hervorbringung von Lauten mit emporgehobener und darum den Gaumen bedeckender Zunge, wie ich die Ansichten de Sacy's und Wallin's (ZDMG 1858, S. 612) vermitteln zu können meine. مطبقة *muṭbaqatun* oder bedeckte, geschlossene Laute sind ق *q*, ط *ṭ*, ظ *ẓ*, ص *ṣ* und ض *ḍ*. Die Eigenart der Produktion dieser Laute beschreibt Vollers selbst in seinem Lehrb. etc. § 3 beim ص so: „*ṣ* wie *s*, aber mit der *O*-Stellung der Lippen zu sprechen; dieser ursprüngliche Unterschied wird im gewöhnlichen Leben oft nicht beobachtet.“ Auch bei *ḍ* bemerkt er: „ursprünglich emphatisches *ḍ*, wird aber in der Umgangssprache oft nicht von *d* unterschieden“. Also er erkennt selbst die spezifische Hervorbringung, durch welche die erwähnten Laute von *k*, *t* etc. unterschieden werden, als die ursprüngliche an, und dies ist ja durch die allgemein semitische Verbreitung von *ḳ*, *ṭ* und *ṣ* sicher gestellt. Ferner hat Vollers selbst in den zuletzt zitierten Worten die häufige Nichtbeachtung der eigenartigen Mundstellung, mit der die erwähnten Laute zu sprechen sind, auf den Gebrauch des „gewöhnlichen Lebens“ zurückgeführt, und es ist eine auch sonst zu beobachtende Erscheinung, dass die schwierigeren Artikulationen auch von den gebildeten Bevölkerungsklassen „im gewöhnlichen Leben“, d. h. beim bequemen Sprechen, vernachlässigt werden. Also ist die Nichtbeachtung des *'Iṭbâq* die sekundäre Erscheinung. Nicht aber trägt die altarabische Schriftsprache, so weit in ihr der *'Iṭbâq* beobachtet wurde, den Charakter der Künstlichkeit.

Charakter derselben“ soll so begründet werden (S. 217): „Ich habe bereits angedeutet (S. 173 f.), dass die sabäischen Stämme bei dieser bewussten Auslese oder natürlichen Zuchtwahl eine wichtige Rolle gespielt haben. Die jetzige Verbreitung des ض = d^2 redet in dieser Hinsicht deutlich genug. Bei der Bestimmung des Lautwertes von ق scheint im Gegenteil das Nordarabische gesiegt zu haben, aber nach dem Erlöschen der ältesten Überlieferung drängte sich der (wie ich glaube) jemenische Lautwert (ق = k^2) wieder vor und wurde wie andere unklassische Laute aus der jüngeren Überlieferung in die arabische Philologie der Europäer übertragen.“ Ich kann diesen Hinweisen und speziell, was über ق gesagt ist, nicht die Sicherheit oder Tragweite zusprechen, dass durch sie die Vorstellung unmöglich gemacht würde, die Laute der arabischen Schriftsprache seien in einem wirklich existierenden, bei den Beduinen weithin gesprochenen Dialekte vereinigt gewesen. Diese Laute brauchen kein Gemisch zu sein..[1]

Andere Vermutungen, die Vollers über die Irrealität von Charakterzügen des Schriftarabischen ausgesprochen hat, sind von Nöldeke in der Zeitschr. f. Assyriol. XII (1897), S. 171 ff. beleuchtet worden. Er sagt da z. B.: „Mir ist es sehr unwahrscheinlich, dass Muhammed im Koran eine ganz andere Form der Sprache angewendet hätte, als die in Mekka übliche, dass er namentlich aufs sorgfältigste die Kasus- und Modusendungen (إِعْرَابٌ) angebracht hätte, wenn sie seine Landsleute nicht gebrauchten“ (S. 173). „Erinnere ich mich recht, so hat schon J. D. Michaelis die Ansicht, dass der ganze, in der Konsonantenschrift wenig hervortretende *ʾIʿrâb* eine künstliche Erfindung sei, durch den Hinweis auf ابو, ابى, ابا und ähnliches widerlegt.“ „Besonders wichtig ist es, dass das Äthiopische beinahe eben die Fülle inlautender kurzer Vokale zeigt, welche Wetzstein und Vollers beim klassischen Arabisch nicht als urwüchsig anerkennen mögen, da sie den modernen Dialekten verloren gegangen sind“ (S. 174). „Die Ächtheit des *Tanwîn* ist übrigens schon durch die genau entsprechende, aber ursprünglichere Mimation des Sabäischen gesichert“ (S. 175). „Übrigens haben sich vom *Tanwîn* auch noch heutzutage einige Spuren erhalten“ (S. 178).

Zunächst das Altarabische besitzt einerseits im Konsonantismus die meisten feinen Unterscheidungen benachbarter Artikulationen, und dieselben erweisen sich durch ver-

---

[1] Den ursprünglichen Laut des ق habe ich schon in meinen Äthiopischen Studien, S. 28—31 untersucht.

schiedene Thatsachen und hauptsächlich dadurch als primär, dass mittelst ihrer verschiedene Begriffe lautlich aus einander gehalten werden, deren Verkörperungen in andern semitischen Dialekten nicht mehr unterschieden sind. Denn z. B. die Existenz eines doppelten ح, also des *ḥ* und des *ḫ*, ergiebt sich für das Altarabische aus dem Minäo-Sabäischen, dem Äthiopischen und dem Hebräischen. Denn schon die minäo-sabäischen Inschriften besitzen ein doppeltes Zeichen für das gutturale Reibungsgeräusch, eines für *ch* (*ḥ*) und eines für *kh* (*ḫ*).[1] Diese zwei Laute wurden bei der ebendort (S. 17—19) beleuchteten Umbildung des minäo-sabäischen Alphabets in das Alphabet der Geʾez-Inschriften und -Litteratur durch zwei noch mehr verschiedene Buchstaben (ሐ und ኀ) angezeigt. Dadurch ist es überaus wahrscheinlich gemacht, dass auch das Arabische, welches mit der sogenannten kufischen Schrift geschrieben wurde, jene beiden Laute besass und sie nicht erst erhielt, als in der sogenannten Neskhi-Schrift die beiden Laute durch den diakritischen Punkt als ح und خ unterschieden wurden.[2] Ebendies wird von seiten des Hebräischen erwiesen. Denn dieses besass ein Verb *chal(l)* in ganz verschiedener Bedeutung. Von dem einen kam *chālāl* „preisgegeben, entweiht" (Hes. 21 30), und von dem andern kam *chālāl* „durchbohrt", oder *chālîl* „Durchbohrtes" κ. ἐ. = Flöte. Darnach wurden wahrscheinlich zwei *chal(l)* in der Aussprache unterschieden, die dem arabischen *ḥalla* (solvit) und *ḫalla* (perforavit) entsprachen, wie letzteres auch in

---

1 Über die Herausbildung dieser Zeichen aus den altsemitischen Schriftzeichen vergleiche man meine autographische Schrifttafel und meine Darlegung in den „Äthiopischen Studien" (S. 14—17).

2 Wie man dies z. B. auf der grossen Schrifttafel von J. Euting sehen kann, die Bickell-Curtiss's Outlines of Hebrew Grammar beigegeben ist.

dem äth. Worte ኅለት: *ḫellat* „Hohles κ. ἐ. = Rohr“ existiert. Diese Annahme wird auch dadurch unterstützt, dass das hebr. ח in der Septuaginta teils bloss durch Spiritus lenis und teils durch χ wiedergegeben ist, und dass mit dem einen hebr. Buchstaben ע nach dem Zeugnis der Septuaginta mehrere Lautnuancen bezeichnet wurden, vgl. z. B. עמלק, עבר und עזה mit Ἀμαλήκ, Ἔβερ und Γάζα.

Andererseits hat das Altarabische noch nicht die wesentlichsten von den Erscheinungen, die oben (S. 34 5 ff.) als Merkmale neuer Sprachperioden aufgezählt worden sind. Vielmehr besitzt es fast vollständige Unversehrtheit des Spiritus lenis sowie des Nasals und eine weitreichende Selbstbewahrung des *u-w* gegenüber *i-j*. Ferner hat es, selbst wenn die Abwesenheit der Mouillierung und der Vokalerhöhung, bezw. Vokalzerdrückung ihm nicht bestimmt zugesprochen werden könnte, noch die ursprünglichen Diphthonge. Nicht minder besitzt es vokalische Auslaute an der 3. sing. masc. Perf. sowie Impf. etc. und infolge dessen noch die unzerdehnte Form der einfachsten Nomina. Ferner findet man in ihm eine Ausprägung des passiven Sinnes vieler Verbalstämme durch inneren Vokalwechsel, die wegen der Zusammenstimmung des tiefen Eigentones des *u* mit dem Gedrücktsein des Leidenden als der schöpferischen Periode des Sprachlebens nahestehend anzusehen sein dürfte. Endlich hat es eine besondere Bezeichnung der 3. plur. fem. Perf. (durch *na*), eine ausgedehnte Beachtung des paarweisen Auftretens von Subjekten[1] und den weitesten Gebrauch der Modi sowie der Kasusendungen.

---

[1] Friedr. Müller, Der Dual in den semitischen Sprachen (Sitzungsberichte der Wiener Akad. 1875, S. 449 ff.): „Die semitische Ursprache scheint den Dual in dem Umfang gekannt zu haben, wie ihn das Arabische darbietet, und die übrigen semitischen Dialekte dürften erst nach und nach mit dem immermehr um sich greifenden lautlichen

Auch das Äthiopische gehört zu den fünf Hauptästen des semitischen Sprachstammes. Denn soviel es auch mit dem Arabischen gemeinsam hat, so unterscheidet es sich von ihm doch z. B. durch die pronominalen Gebilde *we'ětû* „er“, *ẕa* „der = welcher“, etc., die Bildung der Verbalstämme und -modi (*jeqâtel* = Indikativ; *jéqtel* = Subjunktiv), durch das Afformativ in *qatalkû*, durch die maskuline Pluralendung *ân*, das Zahlwort *kel'ê* „zwei“, die häufig am Nominativ auftretende Endung *û*, die wahrscheinlich aus dem Pronomen der 3. Person erwachsen ist.

Dieser äthiopische Sprachast besitzt noch die meisten alten Unterscheidungen im Konsonantenbereiche, denn er hat ein *ch* (*ḥ*) und ein *kh* (*ḫ*) etc., hat den Spiritus lenis kaum hie und da vernachlässigt, den Nasal intakt gelassen und das *u-w* noch strenger aufrecht erhalten gegenüber *i-j*, als das Altarabische. Das Äthiopische besitzt auch Diphthonge neben Monophthongen sowie vokalischen Auslaut an der 3. sing. masc. Perf. und anderwärts, nur wird das Passiv ganz durch ursprünglich reflexive Verbalstämme vertreten. Ferner beachtet das Äthiopische noch das feminine Genus bei der 3. plur. Perf. durch Anfügung der Endung *â*, während Dualformen im verbalen Bereiche schon fehlen. Sodann kennzeichnet es durch besondere Endungen zwar nicht den Casus rectus des unbeschriebenen Nomen, aber dessen hauptsächlichsten Casus obliquus, also den Akkusativ. Nur wurde dieser als Casus relationis zum absoluten Akkusativ und daher (ausser der hauptsächlich an Eigennamen erscheinenden Akkusativ-Endungs-Form *hã*)[1] zur repräsentierenden Form überhaupt beim beschriebenen

---

Verfalle von dem Standpunkt der alten Sprache abgekommen sein“ (S. 460).

[1] Dillmann, Grammatik der äthiopischen Sprache, 2. Aufl., herausgegeben von Carl Bezold (1899), § 143, S. 285.

Nomen, d. h. beim sogenannten Status constructus. So bahnt im Äthiopischen sich schon diejenige verallgemeinerte Geltung des Akkusativs an, die in jüngeren Phasen anderer Sprachen einen so weiten Bereich erlangt hat. Daneben findet sich auch schon viel Umschreibung des Genetiv (Dillm. § 145) und des Akkusativ (§ 172). Die im Arabischen vorhandene Kollektivbildung besitzt es ebenfalls noch in weitem Umfang, aber die Determiniertheit versucht es schon durch angehängtes Personalpronomen, das als Hervorhebungspronomen fungiert, zu markieren[1]: *be'esî-hû* „Mann — (von sich =) er“ d. h. „der Mann“, worin überdies Überwucherung des Gebrauchs des Pronomen suffixum gegenüber dem Pronomen separatum sich zeigt.

Mit dem Äthiopischen — und mit dem Minäo-Sabäischen[2] — ist die semitische Sprache, die in den assyrisch-babylonischen Keilschriften versichtbart ist, z. B. in folgenden Beziehungen verwandt: Beiden Sprachen eignet erstens eine besonders reiche Verbalstammbildung, die übrigens wahrscheinlich als Überwucherung (man denke an das doppelte Stammbildungselement von Kausativen im Äthiopischen) und als schematische Durchführung von Gestaltungsprinzipien anzusehen ist. Beide Sprachen besitzen sodann den Gaumenlaut in der Personalendung der 1. sing. Perf.: vgl. äthiop. *qatalkû* — auch im Südarabischen nach arab. Überlieferung (Hommel § 31) — mit assyr. *kašdâk(u)*. Weiter haben beide genannten Sprachen feminine Formen für die 3. plur. Perf. mit der Endung *â* — auch im Minäo-Sabäischen wahrscheinlich (Hommel § 32) — sowie für die 3. und 2. plur. Imperf. mit der Endung *â*, woneben im Assyr. an der

---

[1] Auch im Südarabischen? Bejaht wird diese Frage durch Winckler, verneint durch Prätorius in ZDMG 1899, S. 1—5.

[2] Vgl. Hommel, Südarabische Chrestomathie (1893), § 21—26.

3. plur. auch *âni* vorkommt.[1] Beide haben ferner neben dem Indikativ Imperfecti den Subjunktiv — im Minäo-Sabäischen lässt es sich beim Mangel der Vokalisierung nicht erkennen (HOMMEL § 41). Ebenso besitzt im Gebiete der Nominalbeugung gleich dem Minäo-Sabäischen (HOMMEL § 62) das Assyrische noch die Mimation und zeigt das Assyrische noch in weitem Umfange die Endungen *u* für den Nominativ, *i* für den Genetiv, *a* für den Akkusativ, oder, was viel mehr zu betonen ist, neben dem Altarabischen, Sabäischen, auch Äthiopischen und Tigriña[2] gehört das Assyrische zu dem Kreise semitischer Idiome, die entweder regelmässig oder doch in weitem Umfange den Vokalauslaut auch noch am unsuffigierten und unbeschriebenen Nomen, dessen sogenanntem Status absolutus, besitzen[3].

Versucht man nun die Eigenart des Assyrischen im Hinblick auf die hier in Betracht kommenden Gesichtspunkte zu charakterisieren, so ergiebt sich folgendes Bild.

Das Assyrische besitzt allerdings Unterscheidung des glatteren und des rauheren Engelautes der Kehle (*ch* = *ḥ* und *kh* = *ḫ*), aber daneben sind „im assyr. Spiritus lenis das hebr. א, ה, ח1 (d. i. der glattere gutturalische Engelaut = arab. ح) und ע1 (arab. ع) sowie ע2 (arab. غ) zusammengefallen[4]“. Die Produzierung des dentalen Nasal hat man

---

[1] F. DELITZSCH, Assyrische Lesestücke, 4. Aufl. (1900), S. X.

[2] DILLMANN, Bemerkungen zur Grammatik des Geʒez etc. (Sitzungsberichte der Academie zu Berlin) 1890, S. 3. 6 f.

[3] Die Beweisführung siehe in m. Äth. Studien, S. 75—77.

[4] F. DELITZSCH, Assyrische Grammatik (1889) § 42. — Dass der Laut des *ʒain* sich einst auch im Assyrischen vorfand, hat O. E. LINDBERG, Vergleichende Gram. der sem. Sprachen 1 (1897), S. 20 scharfsinnig aus dem *e* von *bêlu* (= *baʒlun*) und *ṭêmu* (= *taʒmun*) erschlossen. — Übrigens gerade in palästinischen Eigennamen ist silbenanlautendes ע in den keilinschriftlichen Texten als *ch* wiedergegeben (vgl. H. ZIMMERN in ZDPV 1891, S. 138).

sich sehr oft erlassen (§ 49). Der Laut *u-w* ist im Anlaut durchaus sogar zu Spiritus lenis geworden, und die Verba mit *u-w* als drittem Stammkonsonant sind schon ganz wie Verba mit auslautendem *i-j* behandelt (§ 41). Das *a* ist vielfach zu *è* verbreitert (§ 32—34), wie auch zu *i* erhöht (§ 35). Der Diphthong *au* ist nicht bloss zu *ô* kontrahiert, sondern bis zu *û* verdumpft, und *ai* ist „wahrscheinlich“ stets monophthongisiert und weiter das so entstandene *ê* zu *î* erhöht worden (§ 31). Viel Übergehung von Vokalen, sogar von langen, ist durch Bildung von Konsonantenkomplexen, was man „Synkope“ zu nennen pflegt, herbeigeführt worden (§ 37), und anlautende sowie hauptsächlich auslautende Vokale zeigen sich viel vernachlässigt, z. B. bei der 3. sing. masc. Perf. *kašad.*

In der Verbalbildung des Assyrischen überwucherte der Gebrauch der Aussprache, die ursprünglich beim Perfektstamm des Zustandsverbum angewendet wurde (z. B. *kašid*), den Gebrauch der Vokalisation, die den Thatverbis von vorn herein eigentümlich war (z. B. *kašad*), und daher zeigt sich im Imperfektstamm sehr häufig der Vokal *a* (z. B. *ikášad*; *ikšad*) neben *u* (z. B *ikšud*), das nur bei den „meisten starken Verba“ auftritt.[1] Das Assyrische besitzt sodann keine Passivstämme mit innerem Vokalwechsel (Del. § 83), sondern lässt Reflexivformen auch die Funktion des Passivum verwalten[2]. In der Einzelausgestaltung des Verbum fehlen die Dualformen.

---

[1] F. Delitzsch, Assyrische Lesestücke, 4. Aufl. (1900), S. XI.

[2] J. D. Prince, Commentary on the Book of Daniel (1899), S. 232 hat mich nicht davon überzeugt, dass im Assyr. die Ausprägung des Passivs durch innere Vokale sich nur noch nicht entfaltet habe („not developed“). Von den Beispielen von „passive participle“, die er anführt, nämlich *šaṭîr* „geschrieben“ und *šapûχ* „gestreut“, ist das letztere eben eine Spur von der Symbolisierung des Passivs durch den gedrückten *u*-Laut (s. o. S. 6 24 39 22).

In der Nominalflexion endlich ist das Bewusstsein von der indeterminiert machenden Funktion der Mimation, die wohl ursprünglich mit dem isolierenden *m(a)*[1] zusammenhängt, verloren gegangen, und ein neues Mittel der Determination auch nicht gewählt worden, sodass „*ilum* und *ilu* sowohl der Gott als auch ein Gott“ ist (Del. § 66). Ebenso finden sich von der Anwendung der oben erwähnten drei Kasusendungen „mannigfache und massenhafte Ausnahmen“, und „in den babylonischen Vokabularien findet sich der *i*-Vokal gern für den Nominativ“ (ebenda). Endlich zeigt sich auch viel Umschreibung des Genetivs durch das Relativpronomen, zum Teil auch sogar mit voraufgehendem Pronomen possessivum (§ 58. 123).

Das Althebräische zeigt erst noch wenige Spuren davon, dass Kehllaute ihre gesonderte Artikulation eingebüsst haben. Die Übergehung der nasalen Artikulation ist im Hebr. häufig, wenn gleich das *n* als dritter Stammkonsonant noch etwas fester seine Existenz gewahrt hat, als im Assyrischen. Das Hebr. hat freilich in grossem Umfange die Erleichterung des labialen Semivokal *u-w* zum palatalen *i-j* erfahren, nur dass es das *u-w* auch sogar als ersten sowie dritten Stammkonsonanten in nicht wenigen Spuren noch zeigt. Auch das anlautende *u-w* ist im Hebr. wesentlich bloss zum leichteren *i-j* und nur ganz selten — gegenüber dem Assyrischen (vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 460) — zum Spiritus lenis geworden. — Im Vokalbereiche[2] steht die Herabdrückung des *â* zu *ô*, der nur die spät in der Litteratursprache auftretenden Wörter (*k^{e}thâb* etc.) entgangen sind, im Parallelismus zur Herabdrückung des

---

[1] Siehe die Diskussion in m. Lehrgeb. 2, S. 431!

[2] Der Zuverlässigkeitsgrad, der dem überlieferten Vokalbestand des Hebr. zukommt, ist in meinem Lehrgeb. 2, S. 343—364 untersucht worden.

ostaramäischen *â* zu westaramäischem *ô*. Solches althebräisches *ô*, das auch zum Teil schon durch den Vokalbuchstaben ו angezeigt ist (vgl. die Inff. abs. und Partizipien), ist demnach sekundär gegenüber dem arab. etc. *â*. Imâlierung des *ă*, Zerdrückung des *i* und *u*, Vereinfachung der Diphthonge, Verschweigung der Vokaltöne im Auslaute sind ferner in weitreichender oder ganz umfassender Weise charakteristisch für die überlieferte Gestalt des Althebräischen.

Entscheidender wieder, weil von der Überlieferung der althebräischen Sprache noch weniger abhängig, sind für die Ermittelung des Punktes, den das Althebräische im Entwickelungsgange des semitischen Idioms bezeichnet, folgende zwei Thatsachen: Zunächst in der Verbalflexion lässt sich Ersetzung des Passivs durch reflexive Formen beobachten (m. Syntax § 95). Ferner wird in derselben Sphäre sowohl die Ausprägung des femininen Genus bei der 3. plur. Perf. als auch überall die Unterscheidung des Dual vermisst. Sodann am Nomen finden sich die alten Kasusendungen *u* und *i* nur noch in seltenen Fällen (am zusammengesetzten und beschriebenen Worte, bewahrt durch die enge Wortverbindung, wie mein Lehrgeb. 2, S. 432f. an allen Fällen zeigt), und dabei lässt sich auch kein Bewusstsein der ursprünglichen gesonderten Bedeutung von *u* und *i* spüren. Die Kasusendung *a* aber[1] existiert nur beim adverbial

---

[1] Ebendieselben Endungen *u* und *i* (vielleicht auch *an*) zeigen sich auch im Phönizischen (Stade, Erneute Prüfung etc. in „Morgenländische Forschungen etc.“ 1875, S. 193). Übrigens sind die hebräischen Endungen *ō*, *ī*, *ā* nach aller Wahrscheinlichkeit wirklich die Reste von Kasusendungen. Man sehe den Nachweis in meiner Syntax § 268a. 269a. 272a und 287b, und auch seitdem scheint mir keine bessere Erklärung gegeben worden zu sein. Nämlich zunächst das ו (*ō*), das in der Aussprache *u* oder *o* auch in nabatäischen Inschriften und bei arabischen Eigennamen sogar in nördlicheren Gegenden am Nominativ erscheint (Nöldeke, Die sem. Spr., S. 51 f.), wollte O. E.

gebrauchten Akkusativ und sonst noch mehrmals mit Verlust ihrer Bedeutung, wahrscheinlich sogar als emphatischer Nominativ. (Über die von Chwolson, Die Quiescentes הוי, S. 484 f. und von de Lagarde, Übersicht etc., S. 20 behaupteten Spuren von Mimation im Hebr. siehe mein Lehrgeb. 2, S. 434).

Dagegen die Umschreibung des Genetiv durch das Relativ ist selten, und die Genetivumschreibung durch vorausgehendes Possessiv samt folgendem Relativ erscheint in der alttestamentlichen Sprache entweder nur als Nachahmung eines volkstümlichen bezw. fremdartigen Dialektes (so vielleicht in Hohesl. 1 6 8 12; 3 7) oder als Vorbotin des Über-

---

Lindberg (Vergleich. Gram. etc., S. 81. 97) für die verdunkelte Gestalt eines postfixen Artikels *â* ansehen. Aber dann könnten wir dieses *o* doch nicht am Status constructus, wie in חיתו־ארץ (Gen 1 24) oder an Eigennamen erwarten, und giebt es auch überhaupt einen „postfixen Artikel *â*"? Siehe darüber unten S. 50 10 ff! Ferner J. Barth, ZDMG 1899, S. 598 sieht in jenem hebr. ˜ ein Gebilde nach Analogie der aus אחות und חמות ohne Grund, wie die in meinem Lehrgeb. 2, S. 178 f. beschriebene Entstehung von *'ăchōth* etc. zeigt, erschlossenen Formen אבו, אחו und חמו. Aber die jetzt vielfach mit Recht zur Spracherklärung verwendete „Analogiewirkung" muss auch einen rationellen Zusammenhang der betreffenden Gebilde zur Voraussetzung haben. Sonst bleibt der Rekurs auf „Analogiewirkung" eine willkürliche Massnahme. Ausserdem bleibt es doch sehr gewagt, jenen *u-o*-Laut des Hebräischen von dem erwähnten *u-o*-Laut der nabatäischen etc. Inschriften zu trennen. Weiterhin meint Barth, dass das hebr. *ī* auf Nachahmung von אבי etc. beruhe. Aber auch dieser Vorgang wäre unorganisch, weil der innere Anlass zu dieser Nachahmung fehlen würde. Ferner tritt auch dieses *ī* in der Verbindungsform der Wörter auf, und diese zeigt sich naturgemäss und thatsächlich, wie die Endung *ath* etc. lehrt, besonders zäh in der Bewahrung der Auslaute. Ausserdem würde durch diese Erklärung von Barth jenes hebr. *ī* von dem *i* getrennt, das auch in nabatäischen Inschriften etc. das Genetivverhältnis anzeigt. Endlich kranken die Erklärungsversuche von Lindberg und Barth daran, dass, wie letzterer selbst S. 599 zugesteht, in dem mit *ō* und *ī* korrespondierenden *ā* ein Nachhall der Akkusativendung *an* oder *a* zu erkennen ist, die im Arabischen etc. angewendet wird.

ganges in das jüngere, vom Aramäischen nicht unbeeinflusst gebliebene Hebräisch (vgl. פְּקֻדֵיהֶם לְמַטֵּה וגו' etc. Num. 1 21—43; cfr. Esr. 9 1; Esr. 3 12; Hi. 29 3; Syntax § 284 a c d e). — Die Kollektivbildungen, die im Altarabischen und Äthiopischen vielfach die äussere Pluralbildung vertreten, sind wie im Assyrisch-Babylonischen auch im Hebräischen nicht vorhanden. Die Determiniertheit wird, wie schon im Altarabischen, mit Hilfe eines Demonstrativlautes bemerkbar gemacht. Auch im Dual und Plural ist die Endung der abhängigen, daher öfter gebrauchten und fester im Sprachbewusstsein haftenden Form (casus obliquus) zur Endung des neuen Nominativ geworden (vgl. arab. *aini* mit hebr. *aim* und arab. *îna* mit hebr. *îm*).

Endlich das Altaramäische zeigt folgendes Gepräge. In lautgeschichtlicher Hinsicht beobachten wir mehrfach den Übergang der schwierigeren oder kräftigeren Kehllaute in den leichteren Spiritus lenis und noch weit mehr finden wir den Übergang dieser letzterwähnten Kehlartikulation in den wieder weniger anstrengenden Gaumensemivokal *i-j*: Verba tertiae א (vgl. z. B. שתא in der Zenğîrli Hadad-Inschrift, Z. 9) meist = verba tertiae י. Während ferner die Überspringung der Nasenartikulation im Hebräischen und Aramäischen ungefähr in gleichem Masse geübt wurde, und auch der labiale Semivokal *u-w* als erster und zweiter Stammkonsonant sich in beiden Sprachen etwa gleich stark vor der Erleichterung zum palatalen Semivokal *i-j* bewahrt hat, hat *u-w* als dritter Stammkonsonant schon in der ältesten uns bekannten Gestalt des Aramäischen dem bequemeren *i-j* vollständig den Platz geräumt[1]. In vielen Fällen, und

[1] Formen mit ו fehlen in der Zenğîrli Hadad-Inschrift Z. 14 etc. (bei M. Lidzbarski, Handbuch der nordsemitischen Epigraphik 1898, S. 442). — Einen Ansatz zur Mouillierung bildet immerhin der nicht seltene Einschub eines unorganischen *j* z. B. im syr. *z̲eɜûrjâ*, vgl. über

zwar ohne dass, wie bei den hebräischen Nomina vom Typus *qaṭl*, der Trieb nach Zersprengung einer Doppelkonsonanz gewaltet hätte, ist *a* zu *e* erhöht,[1] wie auch *e* vielfach noch weiter zu *i* zugespitzt und *o* zu *u* verdumpft worden ist.[2] Während sodann die Diphthonge noch vielfach als unzerdrückte erschallen, haben auslautende Vokale die gleiche Vernachlässigung erfahren, durch die schon das Hebräische sich von der zuerst beschriebenen Trias altsemitischer Hauptdialekte unterschieden hat. Aber darüber hinaus sind im Aramäischen auch im Innern der Wörter kurze Vokale offener Silben meist in den blossen Vokalanstoss übergegangen, vgl. arab. *qatala*, hebr. *qāṭal*, aram. *qᵉṭal* etc. (Nöldeke, Syr. Gram. § 43 A).

In der Verbalflexion dürften schon folgende zwei Erscheinungen sekundär sein: die in allen vier vorher charakterisierten Hauptgestaltungen des älteren Semitisch vorhandene Stammbildung mittelst eines *n*, das präfigiert oder auch, wie im Assyrischen, infigiert wurde, fehlt, und die passive Stammbildung wird, abgesehen von gar nicht zahlreichen Resten,[3] durch die Verbalstämme ersetzt, die mit *t* gebildet sind und nach aller Analogie zuerst reflexiven Sinn besassen. Jedenfalls aber ist in diesem Gebiete die Ausprägung des Duals erst verloren gegangen, wie dieser

---

Mouillierung alles semitische Material in meinem Lehrgeb. 2, S. 474 f.

[1] Siehe über Helmholtz oben S. 6. Anm. 2.

[2] „Zuspitzen" ist zur Bezeichnung der höheren Potenz von „Erhöhung" (nämlich des Eigentons der Vokale) von mir als der dem lautphysiologischen Vorgange entsprechendste gewählt worden, weshalb er den bei anderen Grammatikern gebrauchten Termini „abschwächen" oder „verdünnen" nicht von Barth, ZDMG 1889, S. 182 einfach hätte koordiniert werden sollen. Für „zuspitzen" empfiehlt sich auch „sublimieren".

[3] aufgezählt in meinem Lehrgeb. 2, S. 384 f.

Numerus auch beim Nomen im Aramäischen ungleich weniger seine Existenz bewahrt hat, als im Hebräischen, da er nur in einer ganz kleinen Anzahl von paarweise auftretenden Subjekten (zwei, zweihundert[1], Hände, Hörner, Zähne)[2] die Spur seines Daseins unverwischt erhalten konnte. Die Kennzeichnung des femininen Genus einer 3. plur. Perf. ist noch mehrfach durch *â* oder *î* und beziehungsweise *eîn* (*ân*) bewerkstelligt[3], aber auch in den altaramäischen Dialekten erscheint das Streben zu so genauer Bezeichnung des Genus als erlöschend, und die zuletzt erwähnte Endung ist wohl zweifellos als von der 2. plur. fem. Perf. entlehnt anzusehen (vgl. weiter m. Lehrgeb. 2, S. 430), wie es doch keinem Zweifel unterworfen sein dürfte, dass das im Ostaramäischen als Personbezeichnung der 3. sing. masc. und 3. plur. Imperfecti meist auftretende *n* unursprünglich ist und als relativ deutlicher Laut sich dem immermehr seinen semivokalischen Klang einbüssenden *i-j* substituierte (vgl. meine Untersuchung ebenda S. 421). Auch über den gemeinsamen Besitz des Semitischen an Tempusbezeichnungen ist das Aramäische durch seine vielfache Verbindung von ܗܘܐ (factum est, fuit) als eines Hilfsverbs (s. o. S. 24 22) mit dem Perfekt oder Imperfekt eines selbstständigen Verbs sowie durch die mehr und mehr um sich greifende verbale Verbindung des Partizips und des Pronomen personale weit hinausgeschritten.

Auch was die Nominalflexion anlangt, so hat schon

---

1 Lidzbarski, Handbuch der nordsem. Epigr. 1898, S. 397 konnte aus den aram. Inschriften nur תרין, תרתין und מאתין als Dualformen zusammenstellen.

2 Kautzsch, Gram. des Biblisch-Aram. (1884), § 51; Nöldeke, Syr. Gram. § 71.

3 Aus den Inschriften verzeichnet Lidzbarski keine solchen Perfektformen.

das Altaramäische im Vergessen und Umdeuten der alten Kasusendungen einen Schritt über das Entwickelungsstadium des Althebräischen hinaus gethan. Denn es hat die Endungen *u* und *i*, die im Hebr. auch an unsuffigierten Nominibus noch mehrmals ihr Dasein beweisen, an solchen Nominibus ganz verloren. Bei suffigierten Nominibus allerdings, in denen der vokalische Nominalauslaut geschützt war, wird man ja wohl am richtigsten in den sogenannten Bindevokalen noch Spuren jener alten Nominalauslaute wie im Hebräischen so im Aramäischen erkennen. Das Aramäische hat auch die Akkusativendung (*an*, *ã*) in solcher Weise verwendet, dass man in ihr ein deutliches Symptom vom Übergang des Akkusativs zum absoluten Kasus wiederfinden muss (s. o. beim Neugriechischen etc., Neuarabischen etc., S. 15 31. 16 28. 19 26. 25 20. 32 3. 47 12). Möchte nun auch zwischen dieser von mir vermuteten umfangreichen Bewahrung der alten Akkusativform und deren neuer Verwendung, die übrigens auch schon im Altaramäischen von der sich selbst vergessenden Sprache keineswegs ganz festgehalten wurde, nicht bloss die Beziehung der Aufeinanderfolge, sondern die des Ideenzusammenhangs gewaltet haben: in jedem dieser Fälle würde immerhin schon die altaramäische Sprache an einem Merkmal fortgeschrittener Sprachentwickelung partizipieren. Denn wie die Verwendung eines Demonstrativs als eines „Artikels“ und das dominierende Hervortreten des Akkusativs als eines neuen Nominativs in den gleichen modernen Sprachen neben einander stehen (s. o. S. 15 31 etc. 20 20), so können auch die im Arabischen etc.[1] und Hebräischen auftretende Anwendung eines Deutelautes als „Artikels“ und der aramäische Gebrauch des

---

1 Der Ausdruck der Determination in den lichjanischen Inschriften (von el-Öla in Nordarabien) ist im Lgb. 2, S. 369 untersucht.

Akkusativs als — determinierten — Nominativs die gleiche Etappe der Sprachgeschichte bezeichnen[1].

Das Altaramäische ist ja auch nicht bloss bis zu der Stufe fortgeschritten, wo der Akkusativ durch eine Präposition angezeigt wird[2], sondern bewegt sich schon deutlich nach dem Punkte der Sprachgeschichte hin, auf dem das nähere und das entferntere Objekt immer weniger aus einander gehalten werden. Denn immer mehr zeigt es beide, also was wir Akkusativ und Dativ nennen, durch die gleiche Präposition *lĕ* an, welche nur allgemein die Beziehung einer Handlung auf eine Person oder Sache andeutet. In den Zenğîrli-Inschriften zeigt ל nur den Dativ an, wie in „ich liess aufstellen diese Säule dem Hadad (להדד)[3]; aber schon im Biblisch-Aramäischen zeigt ebendasselbe ל oft den Akkusativ an (Dan. 2 10 etc.; siehe die Gesamtvergleichung über dieses ל in meiner Syntax § 289 m). Das Aramäische kennt ja ferner auch die Art, den substantivischen Akkusativ durch Voranstellung des entsprechenden Personalpronomens vor das Substantiv anzuzeigen, die oben S. 28 28 als im Tigriña auftretend, demnach als eine unzweifelhaft se-

---

1 Eine Einzelbegründung dieser Herleitung des aramäischen Status emphaticus soll im Jahrgang 1901 oder 1902 des „American Journal of the Semitic languages etc.“ versucht werden.

2 In den Zenğîrli-Inschriften ist der Akkusativ durch kein Zeichen angezeigt: vgl. Panammu, Z. 1. 3 (2 mal). 4 (2). 5 (2). 6. 7. 8. 9 etc., und es kommt nur ותה „eum“ in der Hadad-Inschr., Z. 28 vor, wie innerhalb des alttestamentlichen Aramäisch nur יָתְהוֹן Dn. 3 12 auftritt; aber יתה „eum“ etc. kommt öfter in den nabatäischen Inschriften vor (Lidzbarski, Handbuch etc. S. 452, Z. 2 v. o. etc.). ית ist im Samaritanischen (Petermann, Gram. sam., p. 74) häufig und wird in den Targumen vielleicht aus Einfluss des Hebr. viel gebraucht, kommt im syr. A. T. nur zwölfmal vor (Nöldeke, Syr. Gram. § 287) und ist im übrigen aus der syrischen Litteratur fast völlig verschwunden.

3 Hadad-Inschrift (abgedruckt bei Lidzbarski, Handbuch etc. 1898, S. 440—442), Z. 1 (vgl. weiter ebenda auf S. 300 f.).

kundäre Erscheinung des Sprachlebens erwähnt worden ist. Zum Schluss soll nur noch darauf hingewiesen werden, dass im Altaramäischen die Beziehung des beschriebenen Nomen zum beschreibenden, also die sogenannte Status-constructus-Beziehung, nicht etwa bloss schon oft durch ein folgendes Relativum[1], sondern auch schon durch die Voraussendung des entsprechenden Possessivpronomen (Dan. 2 20 etc. [meine Syntax § 284 e]; Matth. 1 1 etc. Pešîṭâ) angezeigt wurde.

3. **Rückschluss auf die relative Altertümlichkeit der altsemitischen Sprachen und die historische Stellung des Hebräischen.**

Schon bei der kurzgefassten, auf Grundlinien sich einschränkenden Charakteristik der fünf älteren Hauptausgestaltungen des semitischen Idioms meine ich im Laut- und Formenbestand des Altarabischen solche Züge aufgewiesen zu haben, dass an ihnen nach der Analogie sonstiger zweifelloser sprachgeschichtlicher Weiterbewegung die altarabische Sprache als die relativ unversehrteste Ausprägung des älteren Semitisch zu erkennen ist. Deshalb meine ich, auf einem neuen Untersuchungsgange zu einer haltbaren Basis für das Urteil vorgedrungen zu sein, dass die altarabische Sprache in der ältesten Reihe von Ausprägungen des Semitischen noch verhältnismässig die meisten von den Charakterzügen reflektiert, die dem semitischen Idiom seine Eigenart gegenüber andern Haupttypen der Menschensprache verliehen.

---

1 In den Zenǧîrli-Inschriften ist das Genetivverhältnis so angezeigt: α) durch den blossen Status constructus in Hadad-Inschr., Z. 1 (2 mal) etc.; Panammu-Inschr. Z. 1. 2 (2). 3 (2). 5 (2). 7 (2). 8. 10 etc.; Bau-Inschr., Z. 2 etc. — β) durch זי in חר זי חיה „Höhle eines wilden Tieres“ in der Hadad-Inschr., Z. 27, wenigstens nach D. H. Müller, WZKM 1893, S. 121, während bei Lidzbarski dort Punkte stehen. Letztere Art, das Genetivverhältnis auszudrücken, ist im Biblisch-Aramäischen häufiger. — γ) durch ש in den Nerab-Inschriften 1, Z. 1; 2, Z. 1.

Infolgedessen bekenne ich mich jetzt noch ruhiger, als schon früher, zu der Ansicht, dass das Altarabische für eine Ausgestaltung des Semitischen zu halten ist, die den ursprünglichen Typus des Semitischen noch relativ vollständiger bewahrt hat, als speziell das Althebräische. Daraus ergiebt sich aber die wichtige Konsequenz, dass die historische Spracherklärung in der hebräischen Grammatik von den in jedem Falle entsprechenden Formen des Altarabischen, Äthiopischen, Assyrischen auszugehen und nicht umgedreht vom Hebräischen zum Altarabischen etc. hinzuschreiten hat.

Diese Ansicht über die Stellung des Altarabischen innerhalb des Semitischen und speziell gegenüber dem Hebräischen ist, wenn auch immer ohne methodisch durchgeführte Begründung, im wesentlichen richtig von einer ziemlichen Reihe von Sprachforschern ausgesprochen worden. Freilich sind dabei nach meiner Ansicht nicht wenige Übertreibungen und Inkonsequenzen aufgetaucht, wie der im folgenden versuchte geschichtliche Überblick lehren dürfte.

Dass zunächst die Araber selbst auf den Adel ihrer Sprache stolz waren und ihre Grammatiker, obgleich sie zum Teil andere Sprachen kannten[1], doch „das Licht, durch welches sie dunklere und problematische Partien ihres Sprachschatzes beleuchten, in der Wüste bei den die edlere Sprachform bewahrenden Beduinen fanden“[1], beruhte gewiss in erster Linie auf der Höhe ihres Nationalbewusstseins, kann aber zugleich durch einen richtigen sprachvergleichenden Instinkt angeregt worden sein. Sodann jüdische Grammatiker des Mittelalters benützten zwar die arabische Sprache zur Beleuchtung des hebräischen Idioms, aber sie waren dabei von dessen höherer Altertümlichkeit überzeugt, wie weiter unten (S. 113 29 ff.) nachgewiesen werden soll. Nachdem aber

---

[1] Ignaz Goldziher, Tanchûm Jerušalmi, S. 12 und Anm. 2: „Rašîd-ud-dîn war ein Kenner der hebräischen Sprache und Abû-l-Alâ Hasan ut-Tanûchi († 180 der Hegra) las, schrieb und sprach die syrische Sprache“.

mit der Wiedergeburt der Wissenschaft überhaupt ein gründlicheres Studium der altsemitischen Sprachen erwacht war, ist es insbesondere Albert Schultens gewesen, der bei der Untersuchung des Verhältnisses der altsemitischen Dialekte eine „sororia connexio" derselben erkannte[1] und die Hoffnung aussprach, dass die Folgezeit die „origines" der hebräischen Sprache „in dialectorum fundo sororio indagaturum esse" (p. CLXI). Wenn nun dadurch das Problem noch nicht voll gelöst war, sondern es sich weiter frug, welche von den Schwestern, die er richtig in den semitischen Dialekten fand, sich im Getriebe des Daseins sozusagen am besten konserviert habe: so liegt eine Beantwortung dieser Frage darin, dass er auf p. CLXII sagte, die von Abrahams Sohn Ismael ausgegangenen „coloniae Arabiae" seien „tam antiquae linguae tenaces, ut non de vano glorientur Meccae et Medinae possessores, Muhammedem ipsa dialecto Ismaelis consignasse Alcoranum seque etiamnum eundem florem honoremque illibati sermonis retinere". Zwar hat er also nicht gemeint, dass der Qor'ân in der Sprache Sems geschrieben sei, hat also Ursemitisch und Altarabisch nicht identifiziert. Aber er überschätzte doch schon in den angeführten Worten die Ursprünglichkeit des Altarabischen (s. u. S. 62 22 ff. z. B. über die Aussprache der Präposition *bi*), und noch weniger richtig war, was er über die semitischen Sprachen überhaupt betreffs ihres Verhältnisses zum Hebräischen sagte. Er verwarf nämlich ausdrücklich die Meinung, dass neben der hebräischen Sprache „Arabicam dialectum esse degenerem" (p. CLXIV), oder überhaupt die semitischen Idiome „dialectos vel degeneres esse, vel novicias" (p. CLXVI).

Ein Herold der von Schultens ausgesprochenen Anschauungen war hauptsächlich Nic. Wilh. Schröder[2], den z. B. auch Herder in seinen „Briefen, das Studium der Theologie betreffend" (1780) erwähnte. In den Bahnen dieser Männer schritt zunächst Wilh. Gesenius weiter, wenn es auch nur zu leicht begreiflich ist, dass in seiner Beantwortung dieser schweren sprachgeschichtlichen Frage sich manche Schwankungen zeigen[3]. Die richtige Theorie wurde auch von Herm. Hupfeld und

---

[1] Schultens in seiner Praefatio zu Erpenii grammatica arabica 1748, also nur zwei Jahre vor seinem Tode.

[2] Schröder, Institutiones ad fundamenta ling. hebr. (1766 u. ö.).

[3] Gesenius sagte in seiner „Geschichte der hebr. Sprache und Schrift" (1815): „Das Hebräische trägt den Charakter einer älteren Sprache, als das Arabische" (S. 57), aber im Ganzen äusserte er sich so, wie im folgenden Satze: „Es wird hiermit nicht geleugnet, dass die Bildung der arabischen Sprache an die der hebräischen oder selbst höher hinauf reichen könne" (S. 58). Auf ebenderselben Seite VII

Franz Dietrich fast ohne Zögern und Einschränkung ausgesprochen[1]. Aber das richtige sprachgeschichtliche Urteil wurde noch bestimmter gefällt und viel vollständiger zur Erklärung der hebräischen Spracherscheinungen verwertet von Justus Olshausen[2]. Nichtsdestoweniger erscheint mir an den Äusserungen, die er über die vorliegende Frage gethan hat, manches zweifelhaft und unrichtig. Denn zunächst ist es keineswegs sicher, dass „die (hebräische) Sprache ursprünglich nur zwei und zwanzig Konsonanten unterschied“ (§ 6a). Dies ergiebt sich nicht mit Gewissheit aus „der Geschichte der Schrift“. Denn es ist schon an sich möglich, dass je zwei ähnliche Laute durch ebendenselben Buchstaben versichtbart werden. Ausserdem ist dies durch die Thatsache, dass ע mindestens zwei verschiedene Laute bezeichnete (s. o. S. 39 5 f.), und durch das Verhältnis der kufischen zur südarabischen Schrift (s. o. S. 38 16) als Wirklichkeit erwiesen. Folglich ist auch die Ansicht Olshausen's (§ 6b), dass die Spirierung der sechs Mutae *b*, *g*, *d*, *k*, *p*, *t* nicht der ursprünglichen Sprache angehöre, sondern bloss „hoch hinaufreichen kann“, unwahrscheinlich. Sodann widerspricht es der sprachgeschichtlichen Analogie, wenn Olshausen (§ 5b) behauptete, dass der hebräischen Sprache „Diphthonge ursprünglich fremd gewesen sind“. Endlich mit welchem Rechte hat er (§ 16a) beim ursprünglichen Hebräisch angenommen, dass „in gewissen Fällen Genetiv und Akkusativ nur eine gemeinsame Endung (*a*) erhielten“?

Die Vertretung des mir richtig scheinenden Urteils ist in der neueren Zeit, auch abgesehen von Friedr. Böttcher[3], mit einer gewissen Unsicherheit behaftet. Denn nicht nur Bernh. Stade[4] hielt

---

seines „Lehrgebäude“ (1817) liest man folgende zwei Äusserungen: zuerst „die Bildung des futurum figuratum ist im Hebräischen mehr im Entstehen“ und dann „viele in der arabischen Schriftsprache vorhandene Bildungen sind in der arabischen Vulgärsprache ausser Gebrauch gekommen und gleichsam erstorben, z. B. die vielen Modifikationen des Futuri, viele Conjugationen, Nominalformen usw.“ Er parallelisierte also nicht das Hebräische mit dem Neuarabischen. Man vergleiche weiter S. 274. 284. 485. 491. 536.

[1] Hupfeld, Ausführliche hebr. Gram., 1. Lieferung (1841), S. 6f.; Dietrich, Abhandlungen zur hebr. Gram. (1846), S. VIf.

[2] Olshausen, Lehrbuch der hebr. Sprache (1861), S. VIIIf. 2f. 33 etc.

[3] In F. Böttcher's Ausführlichem Lehrbuch der hebr. Spr. (1866 bis 68) liest man (§ 9) den Satz „Das Vulgärarabische erscheint dem Hebräischen und Aramäischen wieder [!] näher gerückt“.

[4] Stade, Lehrbuch der hebr. Gram., Bd. 1 (1879), S. V u. § 3.

es für richtig, eine Synthese von Olshausen's und Ewald's (s. u. S. 117 5) Ansichten nach dem Beispiel Nöldeke's zu erstreben, sondern auch in Gesenius-Kautzsch' Hebräischer Grammatik (1896), § 1m, Anm. heisst es: „Vieles scheinbar Ursprüngliche [im Arab.] wird mit Nöldeke (Die sem. Sprachen, S. 5) nur als Modifikation des Ursprünglichen zu betrachten sein". Welches aber ist des Altmeisters Nöldeke Anschauung über die historische Beziehung des Altarabischen zum Ursemitischen und Hebräischen? Um von Meinungen, die er bloss früher geäussert hat[1], abzusehen, sagt er in „Die semitischen Sprachen" (1. Aufl. 1887 = 2. Aufl. 1899), die Anschauung, dass das Arabische dem Ursemitischen noch ganz nahe stehe, sei namentlich in Olshausen's Lehrbuch „bis ins Extrem durchgeführt", und bemerkt positiv folgendes: „Allerdings hat das Arabische sehr vieles treuer bewahrt, als die Schwestersprachen; so fast die ganze ursprüngliche Konsonantenfülle, die kurzen Vokale in offener Silbe, namentlich im Innern der Wörter, viele grammatische Unterscheidungen, die in den andern Sprachen mehr oder weniger verkümmert sind" (S. 4f. = 5f.), und zu diesen Bildungen, die im Arabischen treuer, als in den Schwestersprachen bewahrt worden sind, rechnet er z. B. die durch inneren Vokalwechsel geschehende Passivbildung (*qutila* etc. S. 13. 58 = 16. 70)[2]. „Aber auf der andern Seite hat das Arabische wieder eine grosse Anzahl von Bildungen nach einfachen Analogien durchgeführt, welche eben wegen ihrer grossen Einfachheit auf den ersten Blick wie ursprünglich aussehen, aber doch nur Modifikationen des Ursprünglichen sind, denen in den andern Sprachen vielleicht andere Modifikationen gegenüberstehen" (S. 5 = 6) oder er sagt: „Zum Teil ist der grössere Reichtum des Arabischen erst selbständig erworben" (S. 24 = 28). — Indes in der Feststellung der Modifikationen des Ursemitischen, die dem Altarabischen eignen, erlaube ich mir von Nöldeke zu differieren. Um zwei Beispiele anzuführen, so bezweifle ich, ob eine solche Modifikation die „Durchführung des *a* vor dem dritten Radikal in allen aktiven Perfekten, z. B. (*h*)*aqtala*, *qattala*" (S. 15 = 17) ist. Man vergleiche darüber mein Lehrgeb. 2, S. 387. Ferner bei den Dualformen, wie *antumâ* und *qataltumâ* wird zwar zu urteilen sein, dass sie gegenüber den Pluralformen sekundär sind, weil sie ja vor der Dualendung die Pluralform besitzen (Nöld., Orient etc., S. 760); aber trotzdem bleibt es unsicher,

---

[1] Nöldeke in der Rezension von Olshausen's Lehrbuch in der Zeitschr. „Orient und Occident" (1862), S. 755ff., speziell S. 758f., vgl. in der „Neusyrischen Gram." (1872), S. XXXIII—XXXV.

[2] Ebenso richtig schon in der „Mandäischen Gram." (1875), S. 210 und besonders deutlich in der ZDMG 1886, S. 721.

ob diese Bildungen erst in der arabischen Sonderexistenz des Semitischen entstanden sind. Sie können im Hebräischen nur ebenso schon verschwunden gewesen sein, wie sie auch in den neuarabischen Dialekten verschwunden sind.

Jedenfalls hat dieser geschichtliche Streifblick auf den Stand der Frage zugleich gezeigt, dass die Einzelbestimmung der historischen Stellung, die das Altarabische innerhalb der altsemitischen Sprachen einnimmt, noch keineswegs abgeschlossen ist. Um so weniger dürfte es überflüssig sein, dass ich im folgenden Abschnitt auf diese Frage zurückkomme.

III. Negative Untersuchungen über die Geschichte des semitischen Sprachstammes und die sprachgeschichtliche Stellung des Hebräischen.

Im Vorhergehenden meine ich allerdings einen festen Grund für das Urteil aufgezeigt zu haben, dass das Altarabische mehrere Eigenschaften besitzt, die ihm den höchsten Grad von Altertümlichkeit unter den altsemitischen Sprachen verleihen. Aber welches ist die Tragweite dieses Ergebnisses, und kann es auch gegen andere Anschauungen aufrecht erhalten werden, die im Laufe der Zeiten über die Geschichte des semitischen Sprachstammes geltend gemacht worden sind? Diese Fragen gilt es nun jetzt zu beantworten.

1. Arabisch und Ursemitisch. Die erste von jenen Fragen betrifft die Tragweite des Resultates, das ich in den vorhergehenden Untersuchungen gewonnen zu haben meine, und diese erste Frage kleidet sich leicht in die Worte „Stellt etwa das Altarabische den Typus des Ursemitischen dar?“ Um einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage zu geben, bespreche ich zuerst eine Klasse von Sprachgebilden, die mir wirklich ein Problem zu enthalten scheinen. Es betrifft die ursprüngliche Quantität des zweiten *a* im Nominaltypus *qattal* und des Stammbildungselements *an.*

Dabei handelt es sich nicht um die Frage, ob es von vornherein die Typen *qattal* und *qattâl* neben einander gegeben hat; denn sie existieren auch im Arab. neben einander, vgl. z. B. أَمَّرٌ (= إِمَّرٌ) „Lamm“ oder auch z. B. أَوَّلُ „erster“ mit أَمَّارٌ „abschüssig“. Vielmehr fragt es sich erstens, ob die Ausdrücke, die eine gewohnheitsmässige Vollbringung einer Thätigkeit oder einen hohen Grad einer Eigenschaft bezeichnen, ursprünglich im Hebr. nach dem Typus *qattal*, oder (?auch) nach dem Typus *qattâl* gestaltet worden sind[1], wie im Arab. etc. (vgl. z. B. بَحَّارٌ marinus = nauta). Zweitens fragt es sich, ob dem *a*-Laute der Endung ָן ein ursprüngliches *ă*, oder ein ursprüngliches *â* zu Grunde liegt.

Der hebräische Thatbestand zeigt *qattal* (mein Lehrgeb. 2, S. 89f. 179) und *an* (2, S. 99. 185). Nicht bloss die überlieferte Kürze des *a* im Status cstr., sondern hauptsächlich die Nichtverdunklung des in Rede stehenden *a* zu *o* sichert diesen Thatbestand. Bei den Femininen kommt als Argument für die ursprüngliche Kürze des *a* ihre vielfache Segolatisierung (2, S. 180) hinzu. Die wenigen Fälle, wo hebräische Wörter der fraglichen Art ihren *a*-Laut bewahrt haben (2, S. 90. 101. 179. 180), entscheiden nichts. Denn solches abnormes Beharren eines *a*, das im übrigen verkürzbar und darum ursprünglich kurz ist, findet sich auch sonst, und auch die hier auftretenden Fälle von beharrendem *a* lassen sich wahrscheinlich als lautliche oder akzentuelle Wirkungen erklären (2, S. 494. 495. 529). Sogar bei קַנָּא, קַנּוֹא, deren Fundorte in 2, S. 148 aufgezählt sind, ist nicht einfach unmöglich, dass die durch א (2, S. 491 ff.) veranlasste sekundäre Vokallänge schliesslich zur Verdunklung des *ā* führte, wie ursprünglich langes *â* sich in רַתּוֹק etc. (2, S. 148) zu *ô* senkte. Folglich ist nicht mit Barth, Nominalbildung etc. S. 49 den betreffenden hebräischen Wörtern *qattâl* zu Grunde zu legen (vgl. seinen unerklärten Wechsel zwischen *ān* und *ân* S. 316 ff.). Ebenso wenig begründet ist die Meinung von de Lagarde, Übersicht etc., S. 89: „Sind קַנָּא, רַתּוֹק [die wirkliche Schreibweise s. o.!] ächt hebräisch, so sind גַּנָּב, טַבָּח etc. aus dem Aramäischen entlehnt, oder aramäischen Bildungen nachgeahmt.“

---

[1] Diese Frage ist auch noch für H. Zimmern, Vergleichende Gram. der sem. Sprachen (1898) § 53 c, Nota 50 eine ungelöste. Nach ihm ist auch im Assyrischen die Länge des *a* der letzten Stammsilbe „nicht gesichert“.

Was das **Arabische** anlangt, so gab Spitta, Ägyptisch-Arabisch etc., S. 100 unrichtig keinen Vertreter des Typus *qattal*, obgleich doch auch im Neuarabischen mindestens *auwal* „erster“ (S. 161 bei ihm) nach diesem Typus gestaltet ist. Ferner Nöldeke, Mandäische Gram., S. 120, Anm. 2 meinte, die Anwendung des Typus *qattâl* sei „erst aus dem Aramäischen ins Arabische gekommen“. Spitta, S. 100 und Barth (Nominalbildung etc., S. 49) stimmten ihm zu. Aber legt man da den Arabern nicht eine zu mechanische und weitgreifende Nachahmung des aramäischen Sprachgutes bei?

Bei der Beantwortung dieser Fragen könnte folgende Argumentation versucht werden: Die einzelnen Punkte lassen sich nur im Zusammenhang mit der historischen Stellung der arabischen Sprachgestalt überhaupt richtig beurteilen. Nun trägt die arabische Sprache innerhalb des Semitismus in vielen Hinsichten den Stempel der Ursprünglichkeit an sich, soll sie also nicht auch in der jetzt fraglichen Hinsicht, nämlich in der ausschliesslichen Bevorzugung des Nominaltypus *qattâl* bei den nomina opificum und in der durchgängigen Ausstattung des Stammbildungselementes *n* mit *â* die originale Form der entsprechenden Wörter des Hebräischen darbieten? Wird dieser Anspruch des Arabischen nicht durch den Umstand befürwortet, dass ihm in der Bevorzugung des *qattâl* das Äthiopische und das Aramäische sekundieren, wie ja auch das Stammbildungselement *n* im Arab., Äth. und Aram. so gut wie ausnahmlos mittelst eines *â* angefügt wurde? Kann nicht ein konsonantischer Vorgang, die innerhalb der hebräischen Sprachentfaltung in weitem Umfang auftretende Selbstverdoppelungsneigung von Endkonsonanten, eine Alterierung der Quantität des *â* herbeigeführt haben? Thatsächlich hat ja die Tradition neben צֳרְתָן auch צרתַן ausgesprochen (Jos. 3 16) und noch mehr dem צרתָ֫נָה (1 K. 4 12) צרתַ֫נָה vorgezogen.

Dies etwa könnten die Gründe gewesen sein, aus denen Gesenius die beiden fraglichen Nominalgruppen (*qattal* etc. und die Wörter auf *an*) als solche angesehen hat, die mit

ursprünglich langem *â* in Ultima ausgestattet gewesen seien (Lehrgeb. 1817, S. 489. 495. 557. 559 f.). Aus ebendenselben Gründen könnte Olshausen (Lehrb., S. 345. 348) bei den hebräischen nomina opificum etc. der Form *qattal* ein Verkennen der ursprünglichen Länge des letzten *a* für wahrscheinlich erklärt haben. Vielleicht spricht ebendeshalb auch Zimmern (Vergleichende Gram. § 53 p) einfach von Wörtern auf *ān*, d. h. bei ihm *ân*.

Indes dieser Argumentation gegenüber muss die Thatsache beachtet werden, dass zur Ausprägung ebendesselben Begriffs sehr oft in den semitischen Dialekten verschiedene Nominaltypen verwendet worden sind, wie die folgenden Beispiele zeigen werden: وَعْلٌ „caper montanus“, יָעֵל; فَرْخٌ, אֶפְרֹחִים; جَبَلٌ „mons“, גֶּבַל, das sich auch durch das Gentilicium גִּבְלִי als wirklich erweist; أَبَارٌ, ܐܒܪܐ, עֹפֶרֶת, עוֹפֶרֶת „plumbum“; تُفَّاحٌ „Apfel“, תַּפּוּחַ; שִׁכּ(ו)ר „ebrius“, سَكْرَانُ; z. B. *râbiʒun* „vierter“, hebr. *r^ebîʒî*. Namentlich auch bei der Vergleichung des Äthiopischen zeigt sich, wie selbständig die einzelnen semitischen Sprachen in der Wahl der Nominaltypen vorgegangen sind; denn z. B. Nomina vom Typus des aktiven Partizips vom Grundstamm sind im Äthiopischen selten (Prätorius, Äth. Gram. § 102) etc. Eine Bevorzugung des Gebrauches mancher Nominalstämme bemerkt man auch bei der Vergleichung des Althebräischen und des Neuhebräischen, indem das letztere hauptsächlich die Typen *q^eṭîla* und *qiṭṭûl* massenhaft in seinen Neubildungen ausgeprägt hat.

So kann sich auch die Nüancierung der Typen erklären, in denen die nomina opificum einerseits im Arabischen, Äthiopischen, Aramäischen und andererseits im Hebräischen und Assyrischen uns entgegentreten. Denn auch im Assyrischen sind dieselben „ungleich seltener“ Ausgestaltungen des Typus *qattâl*, und auch vor den Nominalsuffixen *n* und

m ist dort ein *a* von verschiedener Quantität gesprochen worden (Delitzsch, Assyr. Gram. § 65, 24. 25. 35. 36). Ebendeshalb hat man auch innerhalb des Hebräischen *an* und *ân* (*ôn*) anzunehmen (vgl. דִּישָׁן und דִּישׁוֹן, die in Gen. 36 21 neben einander als Eigennamen zweier Personen auftreten, von denen in V. 26 für jenen dieser zu lesen ist). Ferner *am* kann durch den Labialen *m* eine Dehnung erfahren haben (vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 497), und so konnte als Name des bekannten Künstlers חִירָם (1. K. 7 13 ff.) und חִירוֹם (V. 40) sich ausbilden (vgl. 2, S. 254 f. 504), aber es kann auch von vorn herein neben *am* ein *âm* bestanden haben.

So erklärt sich das Nebeneinanderstehen von דָּרְבָן „cuspis" und דָּרְבֹנוֹת (Qoh. 12 11); שִׁרְיָן „lorica", שִׁרְיוֹן, סִרְיֹנוֹת. Dass in beiden Wörtern des *o* ursprünglich und das *a* eine Wirkung von *n* in Pausa sei, hat Böttcher 1, S. 298 um so weniger beweisen können, als er selbst bemerken musste, dass auch die Form mit *on* in Pausa steht. — So schwindet auch die Notwendigkeit, das Nebeneinanderstehen des Eigennamens שְׁפוּפָן (1. Chr. 8 5) und des Gattungsnamens שְׁפִיפֹן (Gen. 49 17) aus lautlichen Anlässen, etwa aus einer erklärlichen Beliebtheit der Vokalfolgen *u-a* und *i-o* abzuleiten.

Nachdem bei diesem einzelnen Punkte das Urteil als das richtigste erwiesen worden ist, dass bei der Verwendung der Nominaltypen die semitischen Sprachen eine ihnen trotz des verwandtschaftlichen Zusammenhangs innewohnende Individualität und Spontaneität des Lebens bethätigt haben: taucht sofort die Frage auf, ob nicht überhaupt der Standpunkt der Synthese zwischen der Voranstellung des Altarabischen unter den altsemitischen Sprachen und seiner Zurückstellung einzunehmen ist. Um diese Frage ihrer abschliessenden Beantwortung entgegenzuführen, müssen alle Erscheinungen, in denen die Eigenheit des Altarabischen gegenüber den andern ältesten Hauptästen des Semitischen besteht, darauf hin geprüft werden, ob eine betreffende Erscheinung des Altarabischen ein weiterer Archaismus des-

selben ist, oder ob in ihr eine solche gleich originale Parallelbildung, wie sie soeben besprochen worden ist, vorliegt, oder ob in derselben endlich eine sekundäre Existenzweise eines als gemeinsemitisch anzunehmenden Sprachgebildes zu erkennen ist. Hier soll diese Prüfung nur an einigen eigentümlichen Erscheinungen des Altarabischen versucht werden.

Um dabei zunächst das lautliche Gebiet nicht ganz unberücksichtigt zu lassen, so berühre ich die Frage, ob das Stammbildungselement des Kausativs ursprünglicher im Spiritus asper, als im Spiritus lenis bestand. Da dieses Stammbildungselement anderwärts ein Sibilant ist (Assyr.: *šukšud* etc.), so spricht für die Priorität des *h* der Umstand, dass *s* und *h* sich auch in andern Formen (im Anlaut des Pronomen der 3. Person; s. u. S. 63 17) einander ersetzt haben. Der Spiritus lenis des arab. *'aqtala* ist darnach der jüngere Laut, wie auch die Vergleichung von Alt- und Neugriechisch, Lateinisch und Italienisch etc. einen Übergang von Spiritus asper zu Spiritus lenis zeigt. Ob das *h*, das von v. Maltzan im Mêhri als Stammbildungselement des Kausativs beobachtet worden ist, uralt ist, wird sich nicht wohl entscheiden lassen (vgl. darüber weiter in m. Äthiop. Studien, S. 78f.). — Betreffs des Vokalismus soll nur daran erinnert werden, dass der Konsonant *b*, der „in, mit etc." bedeutet, im Altarabischen mit *i* gesprochen wird, aber im Hebr. unter dem Schutz des Akzents ein *a* zeigt. Dies wird als der ältere Laut durch die Vokalisation des Konsonanten *l* „zu etc." bestätigt. Denn dieser hat auch im Arabischen vor dem Pronomen ein *a* (*laka* etc. „dir" etc.) gegenüber seinem sonstigen *i* (*limalikin* „einem Könige"): in den festgewordenen Verbindungen hat sich der ursprüngliche Vokal bewahrt. So ist auch das hebr. *bant*, das sich noch in *bath* „Tochter" zeigt, origineller, als das arab. *bint(un)*, vgl. weiter über *kaipha* in m. Lehrgeb. 2, S. 455. — Das Arabische ist auch an jenem Wechsel eines stammschliessenden *w* mit *h* beteiligt, der zunächst durch Dissimilation von Labial und Labial angeregt worden sein dürfte: *'ummahât* „Mütter"; *sanawât*, *sanahât* „Jahre" etc. (m. Lehrgeb. 2, S. 465). Nach meiner Ansicht gehört dazu auch der neben *šaphawât* (hebr. שְׂפוֹת) stehende trilitterale Stamm *šaphaha*, und ebenso beurteile ich die gegenüber hebräischem מַיִם, פֶּה und שֶׂה auftretenden trilitteralen Stämme, betreffs deren Olshausen (S. 313f.) dem Arabischen die Priorität zuschrieb.

Im Gebiete der Pronomina fasse ich zuerst die Ausdrücke für „ich" ins Auge: a) *'anâ* (arab., auch minäo-sab. [Hommel, Südarab.

Chresto. § 13], äth., aram., resp. '^{e}*nâ* im Syr.); b) *'anâku* (assyr.),[1] אנכ westlich im Zenǧîrli,[2] Phön. (אנכ und אנכי), Hebr. (*'anôkhî*), Moab. (die Belege siehe in m. Lehrgeb. 2, S. 366[1]); c) hebr. '^{a}*nī*, Tigriña: *'anē*, etc. (s. u. S. 86 8), wahrscheinlich aus *anaja* abzuleiten. Diese Zusammenstellung zeigt einen weiteren Beleg der archaistischen Gestaltung des Altarabischen, insofern dieses die am wenigsten zusammengesetzte Form *'anâ* aufweist. — An die Formen für „du" — *'anta* (arab., äth., Tigrê, Amhar. [hier auch *'ant* und *'entê*][3]; bibl.-aram. [אנתה und אנת]); *'att* (samar., syr. etc.); *'atta* (assyr., hebr.) — braucht nur erinnert zu werden, um die Altertümlichkeit des Gepräges der arabischen Sprache abermals ins Licht zu stellen. Denn in den zeitlich auf einander folgenden aramäischen Dialekten nahm trotz des את der Nerab-Inschrift 1 5 die Zusammensprechung des Nasal zu. — Im Bereiche der Deutelaute nimmt das Arabische aber auch an einer sekundären Sprachgestaltung Teil. Denn sicher ist bei dem Wechsel von Sibilant, Spiritus asper und Spiritus lenis, der sich bei der Vergleichung z. B. von assyr. *šû*, hebr. *hû'* und arab. *húṷa* „er" etc. zeigt der Sibilant das ursprüngliche Sprachelement.[4]

Was sodann die semitische Verbalbildung anlangt, so ist das System der abgeleiteten Verbalstämme im Assyr. (Delitzsch, Gram. § 83) und hauptsächlich im Äthiop. vollständiger, als im Arab. Indes ist es nicht sicher, ob die im Äthiop. vollständige Durchführung zunächst der Kausativstämme (*'aqtála*, *'aqattála*, *'aqātála*) eine ursprüngliche Tendenz des Semitischen ausprägt, oder eine nachfolgende Verallgemeinerung eines Sprachbildungstriebes zeigt. Über Infigierung von Stammbildungselementen im Semitischen siehe mein Lehrgeb. 2, S. 383 f. 499.

Fassen wir ferner die Ausprägung der Verbalgenera ins Auge, so ist die Passivbildung des Arab. nicht im allgemeinen eine jüngere Erscheinung. Denn die mit der arab. Passivbezeichnung (*qutila* etc.) zusammenklingenden Einzelformationen des Hebr., Aram. etc.[5]

---

[1] F. Delitzsch, Assyr. Lesestücke, 4. Aufl. (1900), S. IX.

[2] Lidzbarski, Handb. der nordsem. Epigraphik (1898), S. 395, aber daneben אנה in der Bauinschrift, Z. 1. 20 etc. (S. 221).

[3] Prätorius, Die amharische Sprache, S. 119.

[4] Als besonders interessant sei hervorgehoben, dass zu den *s*-Dialekten das Assyrische, Minäische, Méhri (v. Maltzan in ZDMG XXVII, S. 225—294: eae = *šenn*) und Amharische, aber zu den *h*-Dialekten das Sabäische, das Zenǧîrli, das Hebr. etc. gehört, während Spiritus lenis im Arab., Äth. etc. auftritt (siehe das Genauere in meinem Lehrgeb. 2, S. 365 f. 380).

[5] Das Aussterben der inneren Passivbildung und ihre fortschrei-

erklären sich nur als Reste, aber nicht als Anfänge. Bloss einzelne Punkte der arab. Passivbezeichnung sind jüngere Erscheinungen. Denn z. B. das *tu* von *tuqúttila* beruht auf antizipierender Vokalassimilation (vgl. über diese im Lehrgeb. 2, S. 487).

Was weiter den Ausdruck der Verbaltempora betrifft, so ist das arab. *jaqtulu* nach aller Wahrscheinlichkeit (siehe die Diskussion im Lehrgeb. 2, S. 391) aus *jaqatulu* kontrahiert.

In der Bezeichnung der Verbalmodi steht das Arab. aber wieder voran. Denn nur als Nachklänge des arab. *jaqtulan* etc. erklärt sich das hebr. *'eqṭ*^{e}*lā* etc. und das sporadische Auftreten des Nûn energicum (Lehrgeb. 2, S. 392. 443f.); aber nicht können aus diesen undeutlichen Fragmenten die vollen organischen Gebilde des Arab. abgeleitet werden. Nur in einem speziellen Zuge zeigt der arab. Modusausdruck etwas Sekundäres: *úqtul* etc. wurde mit einem Vorsatzvokal gesprochen, zugleich um dem Streben des Imperativs nach Vorderbetonung zum Ausdruck zu verhelfen und zugleich um die Konsonantenverbindung *qt* leichter aussprechbar zu machen.

Personbezeichnung am Verb: In der 3. plur. fem. Perf. zeigt das Aram. zwar nicht *qaṭalâna*, was als vorauszusetzende Form bei Merx, Gram. Syr., p. 195[1] erwähnt ist, aber *qatalân*, wie z. B. auch im Jüdisch-palästinischen Aramäisch (Dalman, Gram. 1894, S. 200) das Ithpeel אתפרכן „sie wurden zerrieben" vorkommt. Auf diese Endung *ân* weist auch das assyr. *kašdâ* (Del., Assyr. Lesestücke 1900, S. X) und das äth. *qatalâ* zurück. Aber das Arab. bietet *qatalna*. Dies kann eine Parallelbildung sein, indem eine kürzere Form von *huñа* oder *hiña* „eae" auch am Perfekt zur Verwendung kam. Es ist weniger wahrscheinlich eine Analogiewirkung der entsprechenden Imperfektform *jaqtulna* (Nöldeke, ZDMG 1884, S. 412) und sicherlich nicht „a strong contraction of *ḳatalâna*" (Wright, Comparative Grammar, S. 169). — Beim Imperativ ist die im Arab. gesprochene 2. plur. masc. *úqtulû* für ursprünglicher zu halten, als die im syr. Imp. auftretende Form mit *ûn*. Denn einerseits entspricht jene kürzere Endung dem Charakter der Befehlsform (Lehrgeb. 2, S. 392f.), und andererseits ist im Syrischen das Auftreten von sekundären Endungen durch das *è(i̯)n* konstatiert, das an der 3. plur. fem. Perf. sich auch nach Nöldeke (ZDMG 1884, S. 410) nach der Analogie von *q*^{e}*ṭaltê(i̯)n* zeigt. Also beim Imp. scheint die längere Endung *ûn* nicht „die ursprünglichere" (Nöldeke, Syr. Gram. § 158D) zu sein. — Über die syr. Imperativform *q*^{e}*ṭûlè(i̯)n* siehe Lehrgeb. 2, S. 445.

Aus der Gestaltung der schwachen Verba sei ein Punkt her-

---

tende Ersetzung durch Reflexivstämme ist in m. Lehrgeb. 2, S. 384f. untersucht worden.

vorgehoben: hebr. *qâmtî* (surrexi), aram. *qãmeṯ* (idem), assyr. *kânâk(u*; firmus fui et sum), arab. *qúmtu*, äth. *qõ'mkû*: die hebräisch-aramäisch-assyrische Behandlung der verba mediae semivocalis, in welcher der *a*-Laut über das mittlere *u̯* siegte und dieser mittlere Stammlaut höchstens in der Dehnung des Charaktervokals *a* seine Existenz geltend machte, und die arabisch-äthiopische Behandlung dieser Verba, wo der mittlere Stammlaut *u̯* mit dem *a* zu einem Doppellaut zusammenfloss, bezw. über das *a* den Sieg davon trug, sind wahrscheinlich parallele Prozesse. Nicht wird die arabisch-äthiopische Behandlung dieser Verba eine „erst spätere" (Philippi, Morgenländische Forschungen, S. 91) sein.

Weiterhin auf dem Grenzgebiet von Verb und Nomen ist gegenüber *qaṯûl*[1] das arab. *maqtûl(un)* sekundär, ein Gebilde, das auch auf den Grundstamm das *m* übertrug, das bei den Partizipien der abgeleiteten Stämme auch ausserhalb des Arab. (z. B. auch im Assyr.) herrscht. — Auch die Vielheit der nomina verbi, die im Arab. die Funktion des Infinitivs beim Grundstamm verwalten, muss als ein durch den Sprachgebrauch veranlasster Fortschritt von der Einheit zur Mannigfaltigkeit erscheinen, wenn das Weiterschreiten beobachtet wird, das in der Bildung des nomen verbi im Hebr. und im Aram. (vgl. D. H. Müller, WZKM 1893, S. 122f.) sich vollzog.

Betreffs der Nominalstammbildung hebe ich beispielsweise nur dies hervor. Gleich dem Aram. gebraucht auch das Arab. den sekundären Nominaltypus *qãtûl* (Lehrgeb. 2, S. 125f.) „meist in Lehnwörtern" (Vollers, Lehrb. § 54, 15). Ferner der Typus *qattîl* zeigt im Altarab. keine Vertreter, sondern dafür wurde die durch Assimilation abgeänderte Gestalt *qittîl* gesprochen (Barth, Nominalbildung S. 51. 139. 197). Daher ist ächtarabisch auch *biṭṭîḫun* (Melone), wie *tinnînun* (das arabisierte *tannînå*).[2]

---

[1] Seine semitischen Spuren siehe im Lehrgeb. 2, S. 385 und dazu noch im Amharischen (Prätorius, S. 251) z. B. *pharûš* „zerstört".

[2] Im Neuarab. kannte Spitta (Gram. des Vulgärarab. in Äg., S. 101) von Ausprägungen des Typus *qattîl* nur *baṭṭîḫ* (Melone). Aber zwar nicht das altarab. oder schriftarab. *biṭṭîḫun* ist mit S. Fränkel (Aram. Fremdwörter im Arab., S. 40) „zunächst wohl auf die Entlehnung aus dem syr. *paṭṭîchå* zurückzuführen", aber die neuere, vulgäre Aussprache *baṭṭîch* ist aus Einwirkung des aram. *paṭṭîch* zu erklären, dessen *a* dem im Aram. zahlreich vertretenen Typus *qaṭṭîl* (Nöld.. Syr. Gram. § 94; Mand. Gram. § 106) angehört. Vollers, der in seinem „Lehrb. der ägypto-arab. Umgangssprache", S. 116 ebenfalls *baṭṭîch* als „Lehnwort" bezeichnet, führt noch an, dass neben *ṣarrâf* „Wechsler, Bankier" (S. 180) auch *ṣarrîf* gesprochen wird.

Also lautliche Einflüsse haben den von der semitischen Sprachidee gewirkten Formenbestand auch im Gebiete der Nominalbildung alteriert. Wie weit die Sprachidee selbst den semitischen Formenbestand im Altarabischen geändert hat, lässt sich weniger sicher bestimmen. Z. B. wird auch dies fraglich bleiben, ob in der steigenden Skala, die in den semitischen Sprachen sich in Bezug auf Menge und Art der Plurilitteralbildungen beobachten lässt und im Lehrgeb. 2, S. 400 vorgelegt worden ist, das Altarabische absolut über dem Althebräischen steht. Denn die althebräische Litteratur ist gegenüber der altarabischen wenig umfangreich. — Ferner auch die Verwendung „singularischer Nomina mit kollektiver Bedeutung“ (Barth, Nominalbildung, S. 417) zur Ausprägung der Mehrheit (im Arab. etc. cf. Lehrgeb. 2, S. 430) ist der Idee nach eine alte Erscheinung im Semitischen. Ich meine, dies noch etwas stärker betonen zu müssen, als Barth S. 419, und meine, dass schon Dietrich (Abhandlungen zur hebr. Gram., S. 81—83) das Wesen und die Geschichte der Mehrheitsbezeichnung, die nicht durch Pluralendung geschieht, in der Hauptsache richtig erfasst hat, indem er diese Mehrheitsbezeichnung einen Ausdruck „der Pluralität nannte, wonach diese nur als Masse vorgestellt wird“, und sie „ihren Grundzügen nach für älter“ ansah, als den individualisierenden Plural (S. 83).[1] Für diese Ansicht scheinen mir auch die Thatsachen hinreichende Gründe darzubieten: Spuren von jener kollektivischen Mehrheitsbezeichnung werden auch ausserhalb des Südsemitischen zu erkennen sein (Lehrgeb. 2, S. 436[1]). — Die Mehrheitsbezeichnung durch Endungen tritt auch im Arab. doch hauptsächlich bei Adjektiven und Partizipien auf, bei denen die mehr gelegentliche Beziehung auf eine von ihnen beschriebene Mehrheit nicht durch Kollektivbildung ausgeprägt werden konnte, und im Bereiche der Substantiva bei solchen, bei denen der Ausdruck eines Plurals eine mehr künstliche Sache war, wie z. B. bei Eigennamen, Namen der Buchstaben (Wright, Arabic Grammar I, § 302 f.). — Der Gebrauch der kollektivischen Mehrheitsbezeichnung tritt in arabischen Volksdialekten zurück. — Besonders wichtig scheint mir zu sein, dass die innere Pluralbildung im Sprachgebrauch des Amharischen (Prätorius, S. 4. 184. 186) durch eine neue Pluralendung sehr eingeschränkt wurde. — Wenn die innere Mehrheitsbezeichnung das Produkt eines

---

[1] L. Stern, Koptische Gram. § 222 meinte, in den arabischen inneren Pluralen (z. B. *gabal*, *gibâl*; *katab*, *kutub*) sei eher ein Ablaut zu erblicken gegenüber den mit dem Umlaut vergleichbaren inneren Pluralbildungen des Koptischen, die durch Einwirkung der Endungen *u* und *i* auf die Stammvokalisation zu erklären seien.

jüngeren Sprachbildungstriebes wäre, müsste sie da nicht auch der alten und neuen Lehnwörter, die doch Pluralendungen haben (z. B. Vollers § 49, 6), sich bemächtigen?[1] Ich meinte, hierdurch noch einmal die Frage nach der Geschichte des Gebrauches des innern und des äussern Mehrheitsausdruckes auch nach D. H. Müller's Abhandlung „Über den Gebrauch des äusseren Plurals in den südsemitischen Sprachen“ (Verhandlungen des VI. Orientalistenkongresses II, 1, S. 445 ff.) zur Diskussion stellen zu dürfen.[2]

Die Stellung des Altarabischen in der Geschichte der Nominalflexion des Semitischen ist im Lehrgeb. 2, S. 428—431. 434 behandelt: z. B. die wahrscheinliche alte Endung des Accus. plur. *ân(a)* hat man im Äth. bloss den Kasus und im Arab. den Numerus durch die vermutliche Übertragung auf den Dual (*âni*) wechseln lassen, aber im Assyr., wo „*ân* stets als Femin. konstruiert wird“, und im Aram. auf ein anderes Genus übertragen. — In Bezug auf die Suffigierung der Plurale auf *ât* oder *ôt* ist wohl das Arab., wie auch das Aram.,[3] auf der ursprünglichen Bahn gegenüber den Zweigen des Semitischen geblieben, in denen weniger oder mehr Spuren einer Analogiewirkung bemerkbar sind, die von den auf *în* (äth. *ân*) auslautenden Pluralen auf die Suffigierung der mit der Endung *ât* ausgestatteten Plurale geübt worden ist: im Assyr. vermutet Delitzsch § 74 die Aussprache *umânâtê-šunu*; im Südarab. tritt „hie und da, besonders im Minäischen der St. c. *âtai*“ (Hommel § 67) auf; im Äth. vgl. z. B. *negestâtîna* „unsere Königinnen“; im Hebr. nahm z. B. gegenüber *'abôṯâm* der Gebrauch von *'abôṯêhem* später zu (siehe die Stellen im Lehrgeb. 2, S. 87).

---

[1] Vgl. auch den Satz von G. Hoffmann „Die Allgemeinheit, mit welcher im Nordsemitischen der Pl. sanus gilt, ist geradeso ein einseitiges Ergebnis der Analogiebildung, wie die Häufung des Pl. fractus im Arab.“ (Litt. Centralblatt 1887, S. 607 f.) und überhaupt die dort gegebene wichtige Auseinandersetzung über den Pl. fractus!

[2] Auch G. Kampffmeyer sagt, wie ich soeben in ZDMG 1900, S. 658 lese, „Ansätze für den Ausdruck des Plurals durch innere Verstärkung des Wortes scheinen mir sehr alt zu sein“.

[3] Eine auf Hebraisierung zurückzuführende Ausnahme ist das in einem Teil der Tradition auftretende *'ᵃbāhâṯaj* (Dan. 2 23) im Jüdisch-Aramäischen des AT (vgl. Kautzsch, Bibl.-Aram. § 53, 1). Vgl. auch im Samaritanischen z. B. „unsere Töchter“ „*banatnan* sive *banatinan*“ bei Petermann (Gram. Samar., S. 67), während diese Sache im Christlich-Palästinischen (Nöldeke, ZDMG 1868, S. 481) nicht zu konstatieren ist.

Das Altarabische zeigt ferner gleich den liḥjânischen Inschriften zu el-Öla in Nordarabien und gleich dem Phönizisch-Hebräischen ebenso die Verwendung eines vorangestellten Sprachelementes[1] als eines bestimmten Artikels, wie sie im Unterschied vom Lateinischen sich in den romanischen Sprachen ausbildete (s. o. S. 20 20).

Was die Syntaxgeschichte des Semitischen anlangt, so sollen zu den konsequent durchgeführten Vergleichungen, die in meiner Syntax bei jeder syntaktischen Erscheinung vorgelegt worden sind, noch folgende Bemerkungen hinzugefügt werden:

„Im Gebrauch der Tempora zeigt das ächte Arabisch noch Spuren der dichterischen Freiheit, die wir im Hebräischen sehen [vgl. aber meine Syntax § 194 e f]; diese verschwindet in der späteren Litteratursprache“ (Nöldeke, Die sem. Spr. 1899, S. 59). — Das formengeschichtliche Alter der altarabischen Kasusendungen garantiert nicht, dass auch jeder arabische Gebrauch z. B. der Akkusativendung die Priorität gegenüber einer andern Ausdrucksweise besitzt, die innerhalb des Semitischen auftritt (vgl. Syntax § 277 i etc.). — Schultens meinte in seinen Institutiones ad fundamenta linguae Hebr. § LXXIII (S. 184): „Restituenda Hebraeis est forma comparativa et superlativa, per Aleph servile in principio, quam אַפְאַל vocitant Arabum grammatici, ab omni radice descendens. Sic אַכְזָב est *mendacior* et *mendacissimus*; אֵיתָן pro אַיְתָן *perennior* et *perennissimus*, a יָתַן *iugiter fluxit*“. Aber die Gründe, weshalb die Komparativfunktion des Typus *'áqtalu* für sekundär zu halten ist, sind in Syntax § 307 entwickelt. — Hinsichtlich der semitischen Anfänge, den Ausdruck für „alle“ und für die Kardinalzahlen zu adjektivieren oder wenigstens in Attributivstellung zu bringen, steht das Arabische ziemlich voran (vgl. Syntax § 313 hik. 333 ϑ und

---

[1] Sein Zusammenhang mit أَل (beduinisch auch mit *h* cf. Wallin, ZDMG VI, S. 217) und mit dem liḥjânischen *ha*(*n*) ist im Lehrgeb. 2, S. 368 f. diskutiert. (Über einen sekundären, ebenfalls vor das Nomen tretenden Artikel *'am*, أم des Südarabischen handelt G. Kampffmeyer, ZDMG 1900, S. 632 f.). J. Barth (The American Journal of the Sem. Languages etc. XIII, 1896/97, S. 8 f.) meint, dann enthalte הַהוּא „eine Verbindung des Artikels mit dem Personalpronomen“. Aber in בַּיּוֹם הַהוּא etc. ist הוּא in attributiven Gebrauch übergegangen, und ה fungiert da als Artikel, mag es herstammen, woher es wolle. Er legt das *hâ* zu Grunde, das im arab. *hâḏâ'* etc. auftritt. Aber dieses existiert nicht im Hebräischen, und hinter diesem langen *â* wäre die Konsonantenschärfung nicht so erklärlich, wie hinter מַה, dessen *a* ursprünglich in quantitativer Hinsicht neutral war (cf. Lehrgeb. 2, S. 368, Anm.).

auch H. Reckendorf, Zur Charakteristik der sem. Spr. (in den Actes du Xe Congrès internat. des Orient. de Genève 1894, erschienen in Leiden 1896, S. 9). — Die Voranstellung des demonstrativen Attributs ist nach Nöldeke, Mand. Gram., S, 328[1] „wohl das Ursprüngliche". Nach den Zusammenstellungen, die ich in Syntax § 334 μ ν gegeben habe, ist die Entscheidung fraglich, aber vielleicht leiten sie doch zu folgendem Urteil hin: die Hinterstellung des koordinierten Attributs neigte am meisten und naturgemäss zum Übergang in die Voranstellung, wenn ein solches Attribut ein Demonstrativum war. — Häufigeren Gebrauch der Konjunktionen, die den logischen Zusammenhang genau ausprägen, und ein stärkeres Zurücktreten der Parataxe zu Gunsten der Hypotaxe (vgl. m. Syntax § 377 a—c) zeigen von den semitischen Sprachen einigermassen das Arabische,[1] Äthiopische, Mandäische, Syrische und die neuaramäischen Dialekte. — Die fast durchgängige Genauigkeit, die das Arabische in der Bezeichnung der Apodosis besitzt (meine Syntax § 415 δ ε), ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Frucht eines Fortschreitens der Sprachverwendung. Aber etwas extrem erscheint mir doch das Urteil von Carra de Vaux, Études de Syntaxe sémitique comparée (1895), S. 21: „L'observation . . . nous a fait voir dans l'arabe une langue, dans laquelle les relations mutuelles des parties du discours sont analysées avec finesse et indiquées avec précision, mais où la logique a presque tué la liberté."

Dass das Arabische endlich in lexikalischer Hinsicht dem Assyrisch-Hebräischen und auch dem Aramäischen gegenüber mehrfach sekundär ist, hat Friedr. Delitzsch (Prolegomena eines neuen hebräisch-aramäischen Wörterbuchs, S. 27 ff.) erwiesen. Denn z. B. die Bedeutung „gehen", die dem assyr. *alâku*, hebr. und aram. הלך zukommt, ist doch primär gegenüber der Bedeutung „zu Grunde gehen", die das arab. *hali(a)ka* besitzt.

---

[1] Vgl. auch folgenden Satz von Sprenger (ZDMG 1889, S. 329 f.): „Das Denken des Arabers ist so einfach und klar, wie die Wüste, die er bewohnt, und wird nicht durch die Reflexion kompliziert. Die objektiven Erscheinungen spricht er in kurzen Sätzen in der Ordnung aus, in der er sie wahrnimmt, und verbindet sie meist nur durch die einfache Konjunktion *und*, selbst wenn sie im Gegensatz zu einander stehen. Ein so schlichtes Idiom konnte durch Erweiterung für die Darstellung der Wissenschaften, welche die Araber die modernen oder arabischen heissen, brauchbar gemacht werden. Aber um in denselben die alten d. h. den Griechen entnommenen Wissenschaften zu behandeln, genügte es nicht, den Wortschatz zu vermehren, es musste auch der Periodenbau eingeführt werden".

So sehr also das Urteil feststeht, dass das Altarabische Merkmale an sich trägt, die es als die originalste unter den fünf Hauptausprägungen des Altsemitischen kennzeichnen: so ist das Altarabische doch nicht das Ursemitische selbst.[1] Aber wenn auch jetzt niemand, soviel ich weiss, überhaupt eine von den altsemitischen Sprachen mit dem Ursemitischen identifizieren will, so giebt es doch Gelehrte, die geneigt sind, eine andere von den altsemitischen Sprachen näher als das Altarabische an das Ursemitische hinanzurücken. Um die dahin gehenden Meinungen zu prüfen, betrachte ich weiterhin folgende Gruppe:

2. Arabisch, Assyrisch und Kanaanitisch-Hebräisch.

Hommel hat immer und immer wieder[2] betont, dass die semitischen Sprachen in „Ostsemitisch" und „Westsemitisch" zerlegt werden müssen. Nach ihm (Aufsätze etc. 1, S. 96) „stellt sich das Bild von der Abzweigung der semitischen Sprachen von jetzt ab also dar:

Ursemitisch (bezw. Ursemitisch I)

Syro-phönico-arabisch (bezw. Ursemitisch II) | Babylonisch-assyrisch."

Diese Meinung begründet er zunächst damit, dass „eine ganze Reihe von Kulturbegriffen, welche sich bei den Syro-Phönico-Arabern (oder Ursemiten II) gemeinsam finden, bei den Babylonio-Assyrern entweder gänzlich fehlten, oder anders genannt werden" (Aufsätze etc. 1, S. 93).

---

[1] Vielleicht genügt dieses Urteil und sein Beweis auch H. Grimme, der nach der Orientalistischen Litteraturzeitung (1899), Sp. 154 „vom Ursemitischen das Altarabische möglichst scharf getrennt sehen will".

[2] F. Hommel, Die semitischen Völker und Sprachen, Bd. 1 (1883), S. 63. 442; Aufsätze und Abhandlungen, Bd. 1 (1892), S. 92—123; Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung (1897), S. 53 f.; Aufsätze und Abhandlungen, Bd. 2 (1900), S. 156: „westsemitisch".

Um mit dem letzteren Punkte zu beginnen, so „besitzen die ältesten, in der Geschichte bekannten Semiten, die Babylonier“, für „Wein ein den andern semitischen Sprachen fremdes Wort, *karânu* (vgl. griech. κάροινον, talmud. קְרִינָא)“. Aber **erstens** ist zu bedenken, dass auch andere Hauptstämme der Semiten auf lexikalischem Gebiete Differenzen zeigen, und zwar in Bezug auf Objekte, die den Ursemiten nicht unbekannt gewesen sein können. Denn z. B. „Berg“ heisst beim Araber *gêbel*, beim Phönizier und Hebräer *har*, wovon nur im Sabäischen eine Spur vorkommt, beim Assyrer *šadû*, und der Aramäer gebraucht טוּר, was mit dem hebr. צוּר „Fels“ korrespondiert. Ferner z. B. das Verb שתה (*šata*), womit der Hebr., der Assyrer-Babylonier (*šatû* „trinken“ bei Del., Assyr. HWB., S. 695a), der Aramäer und der Äthiope (*sátja*) den Akt des Trinkens bezeichnet, ist im Arab. ungebräuchlich, und dort wird dieser Akt vielmehr durch *šariba* ausgedrückt. Wenn daneben im südarabischen Dialekt Eḥkili (vgl. Gesenius, Thesaurus s. v.) ein mit jenem *šata* etc. korrespondierendes شصى für „trinken“ existiert,[1] so wird man an das erinnert, was **zweitens** gegen den zuletzt zitierten Satz Hommel's zu bemerken ist. Ein Wort für „Wein“, das dem arabisch-hebräisch-aramäischen *wainun* etc., äth. *wájen* entspricht, kommt auch in assyrischen Wörterlisten vor: *înu* (P. Jensen, ZDMG 1890, S. 705). Ist nun wahrscheinlich, dass dieses *înu* im assyrisch-babylonischen Sprachgebrauch durch *karânu*[2] überwuchert wurde, oder ist es, wie Hommel (Aufsätze etc. 1, S. 102) meint, „nahezu sicher, dass das *înu* später von Kanaanäern oder Aramäern entlehnt“ wurde? Mir kommt

---

[1] In Lane's Arabic-English dictionary habe ich aber kein solches Wort gefunden.

[2] Del., Ass. Lesestücke 1900, S. 170 schreibt: „*karanu* (?*â*)“.

die letztere Annahme nicht naheliegend vor. Indes, so argumentiert Hommel weiter, auch das Wort für „Feigenbaum“, das im Aramäischen (ܬܐܢܐ etc.), Hebräischen (תְּאֵנָה, entstanden aus *ti'nat*), Phönizischen (תין)[1] und Arabischen (*tînun*) gefunden wird, war ja dem Assyrisch-Babylonischen von Haus aus unbekannt. Das entsprechende assyrische *tintu* oder *tittu*, welches auch nach Hommel (Aufsätze etc., S. 101) von Strassmaier nachgewiesen worden ist, soll nach seiner Meinung, wie das eben erwähnte *înu*, erst später von den Kanaanäern oder Aramäern her entlehnt worden sein. Aber eine solche Entlehnung vorauszusetzen, ist nicht die natürlichste Annahme. Jedenfalls lässt sich durch diese Annahme kein Beweis führen. Denn es bleibt mindestens ebenso leicht möglich, dass die Semiten, die sich in der Tigris-Euphrat-Gegend festsetzten, das Wort *tintu* oder *tittu* gekannt haben, dass es aber in ihrer Litteratur zurücktrat, weil die Feigenbaumkultur für ihr neues Heimatland nicht charakteristisch war (Schrader, Keilinschriften und AT², S. 41).

Wichtiger ist, dass nach Hommel (Aufsätze etc. 2 [1900], S. 217) „die Babylonier die Dattelpalme *giš-immar* ‚Baum von Immar‘ (= Ingi, Imgi, Chaldäa westlich vom Euphrat) und *muš-makannu* ‚Baum von Magan‘ (oder Ostarabien) nannten“. Die Assyrer-Babylonier gebrauchten also nicht eine Bezeichnung, die dem arab. *tamrun* (تَمْرٌ) entspräche, was die Dattelpalmfrucht, die dem Finger (δάκτυλος, dactylus) ähnliche „Dattel“, bezeichnet und was als Name des durch Handel verbreiteten Produktes auch bei Bewohnern benachbarter Gegenden bekannt wurde und bei ihnen erklärlicherweise zur Bezeichnung des Baumes wurde (cf. hebr. תָּמָר), oder die Frucht und den Baum (äth. ተምር፡

[1] Lidzbarski, Handb. d. nordsem. Epigraphik (1898), S. 385.

[das fem. ተምርት፡ bezeichnet auch den Palmbaum]; aram. תמר, plur. תְּמָרַיָּא etc.), oder ebenfalls bloss die Frucht bezeichnete (syr. Plur. ܬ̈ܡܪܐ). Übrigens hiess die Dattelpalme selbst bei den Arabern نَخْل (*naẖlun*), und دَقَل (*daqal*) bezeichnete eine „multis dactylis onusta palma“, und letzterer Ausdruck findet sich in der Form דִּיקְלָא etc. auch bei den Aramäern. Diesen Umstand nun, dass die Ausdrücke, die in andern semitischen Sprachen zur Benennung der Dattelpalmfrucht oder der Dattelpalme selbst dienen, im Assyrisch-Babylonischen n i c h t a u f t r e t e n, meine ich nicht so erklären zu können, dass die Ausdrücke *tamrun* etc. bei den Assyrern und Babyloniern durch die Bezeichnungen überwuchert worden seien, die von den Semiten Assyriens und Babyloniens bei der vorsemitischen Bevölkerungsschicht des unteren und mittleren Euphrat-Tigris-Landes vorgefunden worden sind. Ich ziehe aus dem erwähnten Umstand vielmehr mit Hommel den Schluss, dass die Semiten ursprünglich in einer Gegend gewohnt haben, welcher die Kultur der Dattelpalme fehlte.

Ist aber aus den bisher erwähnten Thatsachen die Folgerung zu ziehen, dass das Assyrisch-Babylonische dem ursprünglichen Wortbestand des Semitischen näher steht, als das „Syro-Phönico-Arabische“? Dies würde nur dann eine sichere Folgerung sein, wenn beim ganzen lexikalischen Material des „Syro-Phönico-Arabischen“ einerseits und bei dem Assyrisch-Babylonischen andererseits entschieden werden könnte, wieviel davon ursemitisch war und wieviel nicht. Diese Entscheidung kann aber nicht gefällt werden, und folglich sind die bisher erwähnten Thatsachen noch keine Grundlage für das Urteil, dass das Assyrisch-Babylonische dem Ursemitischen relativ am nächsten stehe. Hat Hommel dieses Urteil durch andere Thatsachen begründen können?

Wenigstens eine scharfe Trennung des Assyrisch-Babylonischen vom „Westsemitischen“ leitet Hommel ferner aus den beiden verschiedenen Arten der Namengebung her, die den von ihm angenommenen beiden Hauptgruppen des Semitischen eigentümlich seien (Die altisraelitische Überlieferung, S. 54). Da macht er geltend, dass im Unterschied von der babylonischen Namengebung die südarabische ganz vorherrschend den Ausdruck *ilu* „Gott“ oder vielmehr den Ausdruck *ilî* „mein Gott“ und „Umschreibungen des Gottesnamens“, wie *abî* „mein Vater“ verwandte (a. a. O., S. 78ff.). Dieses sein Argument sollte nicht unerwähnt bleiben, obgleich es weniger sprachgeschichtlich, als religionsgeschichtlich von Bedeutung ist, zumal in der Voranstellung der Gottesbezeichnung die altbabylonischen, althebräischen und älteren südarabischen Eigennamen zusammenstimmen (vgl. Buchanan Gray im Expositor 1897, S. 185f. und siehe weiter unten S. 89 5ff.).

Als weiteren Grund seiner oben erwähnten Aufstellung macht Hommel „die verschiedene Ausprägung des Perfekts“ (Die altisr. Überlieferung, S. 54) geltend. Er sagte darüber in „Aufsätze etc.“ (1, S. 95f.): „Während im Syro-phönico-arabischen bereits das starre Schema *kabára*, *kabarat*; *kabarta*. *kabarti*; *kabarku*; plur *kabárû*, *kabárâ*; *kabartunû*, *kabartinâ*; *kabarnâ* sich ausgebildet hat, findet sich im Babylonisch-Assyrischen das viel lockerere und allgemeinere (weil schliesslich auch auf Substantiva und Adjektiva jeder Form anwendbare) Paradigma *kabir* (bezw. *kâbir?*) *kabrat*; *kabráta*; *kabrákû*; plur. *kabrû*, *kabrâ*; *kabratunû*; *kabrâni* als Kanon für die Perfekt- oder sogenannten Permansivformen.“ „Man sieht, die älteste und eigentlich ursemitische Bildung des Perfekts war x (um damit das noch nicht fest ausgeprägte Verbalnomen, was hiefür zur Verwendung kam, zu bezeichnen), x-*t*, x-*ta*, x-*ku*, xû, xâ, x-*tunû*, x-*ni*. Dann

zweigte sich das Babylonisch-Assyrische ab mit seinen stets durch den betonten Bindevokal charakterisierten Formen (*kabráta, kabráku* etc.), während in den übrigen semitischen Sprachen als in noch einheitlicher Gruppe das Paradigma *kabára* (intr. *kabira, kabura*), *kabárat*, *kabarta* etc. sich im Laufe der Zeit ausbildete."

Diese von HOMMEL schon im Jahre 1885 veröffentlichte Ansicht geht von der Voraussetzung aus, dass die Verbalflexion aus der Zusammensetzung einer Nominalform mit gewissen Deutelauten erwachsen sei. Aber dann wäre der dreifach verschieden vokalisierte Verbalstamm, wie wir ihn im Arab. (*qatala, qatila, qatula*) etc. finden, ein absolut neues Gebilde. Jedenfalls ging auch HOMMEL selbst in einem Nachwort, das er 1892 jener Auseinandersetzung hinzufügte (Aufsätze etc. 1, S. 108), zu der Meinung DE LAGARDE's über, dass das Semitische drei Aussprachen des einfachen Grundstammes ausgebildet habe, die man durch *kabura, kabira* und *kabara* veranschaulichen könne. HOMMEL meinte nun 1892, dass zu der Zeit, wo das Babylonisch-Assyrische sich abgezweigt habe, erst die Formen *kabura* und *kabira* bestanden hätten. Die letztere sei im Babylonisch-Assyrischen bevorzugt worden, und „der verschiedene Accent habe den so durchgreifenden Unterschied zwischen dem babylonisch-assyrischen und dem westsemitischen Perfekt bewirkt" (S. 108). Aber ich halte es für natürlicher, dass der Sprachtrieb gleich von vorn herein die aktive Seite des menschlichen Verhaltens durch den Vokal *a* charakterisiert hat, der aus der normal geöffneten Mundhöhlung hervortönt (cf. arab. *qatala*), und dass die Formen mit *i* und *u* (arab. *qatila* und *qatula*) als Ausprägungen der Nebenseiten des menschlichen Verhaltens sofort hinzutraten. Wenn ich dann weiter annehme, dass im Assyrisch-Babylonischen die Form mit *i*, die ein mediales, zwischen Aktivität und Passivi-

tät in der neutralen Mitte stehendes Verhalten der Menschen ausdrückte, in den Vordergrund trat, so machte sich damit nur eine relative Differenz innerhalb des Semitischen geltend. Diese Bevorzugung von *kabir*, um Hommels Beispiel beizubehalten, konnte durch die synkopierte Stammform begünstigt werden, die in *kabrat*, *kabrâta*, *kabrâkû* etc. auftrat. Diese synkopierte Aussprache ferner wurde nicht sowohl durch die im Assyrischen allerdings weit herrschende Neigung zur Synkopierung kurzer Vokale (Del., Ass. Gram. §. 37), sondern durch die Betonung des Bindevokals herbeigeführt. Aber wo lag wieder deren Quellpunkt? Diesen meine ich, in dem verständlichen Streben, Verbalstamm und Afformativ auseinanderzuhalten, gefunden zu haben (Lehrgeb. 2, 1895, S. 388).

Und die Analogie der Verba ע"ע, bei denen zwischen dem doppelkonsonantisch schliessenden Stamm und dem Afformativ sich naturgemäss ein betonter Vokal geltend machte, kann die Aussprache *kabrâta* etc. begünstigt haben. Wiederum eine Analogiewirkung des *âkû* von *anâkû* „ich" wird man nicht zu Hilfe rufen können, wie es mein früherer Kollege Friedr. Philippi einmal im Gespräche mit mir that. Denn wenn dieses *âkû* überhaupt im Semitischen als Afformativ verwendet worden wäre, so würde es auch bei den Verben überhaupt und in andern semitischen Sprachen sich bewahrt haben. Ausserdem bliebe dann das *a* von *kabrâti* etc. unerklärt, und es müsste von der einen 1. sing. hergeleitet werden. Ebendasselbe müsste bei *kabrat* etc. geschehen. Formen, wie *šarrâku* „ich bin Fürst" und *ṣi-iḫreku* „ich bin klein", müssen nicht und können auch nicht zur Basis für die Erklärung der Verbalflexion gemacht werden. Sie dürften entweder auf Denominative zurückgehen oder überhaupt Analogiegebilde sein.

Über andere Probleme der Verbalflexion des Assyrisch-Babylonischen wolle man mein Lehrgeb. 2 (1895), S. 385 f. 387 f. 389 f. vergleichen! Die gleichzeitig und hinterher veröffentlichten Äusserungen von L. Nix (Zeitschr. f. Assyr. 1895, S. 174 ff.), Ernest Lindl (Die assyrisch-babylonischen Präsens- und Präteritalformen im Grundstamm der starken Verba [München 1896]), Philippi (Theol. Litteraturztg. 1899, 27. Mai) und J. D. Prince (A critical commentary on the Book of Daniel 1899, S. 232 note) konnten meine Begründung nicht berücksichtigen oder haben es nicht gethan.

Daher muss ich urteilen, dass die Eigenheiten des assyrisch-babylonischen Semitisch dieses nur zu einer solchen Erscheinungsform des Semitischen stempeln, die mit den andern altsemitischen Sprachen parallel geht. Aber ich kann nicht anerkennen, dass das assyrisch-babylonische Semitisch dem Ursemitischen spezifisch nahe stehe, wie HOMMEL betreffs der Verbalbildung meint (Aufsätze etc. 1, S. 96. 116). Vielmehr muss ich behaupten, dass in den obigen Vergleichungen (S. 42—45. 62—69) einige Erscheinungen des Assyrisch-Babylonischen ans Licht gestellt worden sind, die im Hinblick auf sichere sprachhistorische Entwickelungen zu dem Urteil führen, dass das Arabische dem Ursemitischen näher, das Assyrisch-Babylonische ihm ferner steht.

Das Gegenteil kann nicht durch solche Äusserungen bewiesen werden, wie sie bei A. H. SAYCE, Alte Denkmäler im Lichte neuer Forschung (1886), S. 13 über die assyrische Schriftsprache stehen: „Das Alter der Denkmäler dieser Sprache, ihr Wortreichtum und grammatischer Ausbau, endlich das syllabarische Schriftsystem, das gleicherweise Vokale und Konsonanten wiedergiebt, berechtigen sie, eine bevorzugte Stellung unter ihren Schwestersprachen einzunehmen“.

An dem Schema der semitischen Sprachen, das oben (S. 70) aus HOMMEL's „Aufsätze“ etc. 1, S. 96 zitiert wurde, ist auch das zu beanstanden, dass das Assyrisch-Babylonische einfach gleichmässig dem „Syro-phönico-arabisch“ gegenübergestellt wird. Da kommt die besondere Beziehung, die zwischen dem Assyrisch-Babylonischen und dem Phönizisch-Hebräischen waltet, nicht zu ihrem Rechte. Diese besondere Beziehung zeigt sich aber bekanntlich z. B. in lautlicher Hinsicht, weil beide Doppelgruppen die Sibilanten den assibilierten Dentalen des Arabischen und den dentalen Explosivlauten des (gewöhnlichen) Aramäischen vorziehen, wie ein Blick auf assyrisch-babylonisches „*šalaltu*, *šelaltu* (*l* = *š*)“ (DEL., Ass. Lesestücke 1900, S. 188), phönizisch-hebräisches *šelošeṯ* etc., arabisches *ṯalâṯatun* und aramäisches

t^{e}*lâṯâ* lehrt. Ebendieselbe besondere Beziehung von Assyrisch-Babylonisch und Phönizisch-Hebräisch tritt uns bei der Form für „ich“ entgegen. Denn man findet assyr.-bab. *anâkû*, phön. אנכ und אנכי, hebr. אנכי. Gleich dem Assyrisch-Babylonischen entbehrt auch das Phönizisch-Hebräische meist die Kollektivbildungen, die im Arabischen und Äthiopischen vielfach den äusseren Plural ersetzen. Speziell die lexikalische Verwandtschaft zwischen Assyrisch-Babylonisch und Hebräisch ist von Friedr. Delitzsch in seinen „Prolegomena eines neuen Hebräisch-Aramäischen Wörterbuchs“, S. 41 ff. erwiesen worden. — Übrigens darüber, wie z. B. תמר im Hebräischen gebräuchlich, aber im Assyrisch-Babylonischen ungebräuchlich sein konnte, s. o. S. 72 28 ff. — Diese in mehrfacher Hinsicht einander ähnlichen Doppelgruppen Assyrisch-Babylonisch und Phönizisch-Hebräisch können mit dem Namen „Mittelsemitisch“ belegt werden.

Dazu gesellt sich übrigens das Altaramäische, das auf den Zenǧîrli-Inschriften entdeckt worden ist. Denn auch auf ihnen und teilweise auf einigen kleineren altaramäischen Inschriften (s. u. S. 104) zeigen sich die erwähnten Sibilanten des Assyrisch-Babylonischen und Phönizisch-Hebräischen, und mit letzterem stimmt das Zenǧîrli im Kausativstamm *h*aqṭala. Auch auf den Zenǧîrli-Inschriften kommt ferner אנכ für „ich“ (neben אנה) vor (D. H. Müller, WZKM 1893, S. 54), während die im Samaritanischen neben *ána* auftretenden Formen *áni* und *anáki* wahrscheinlich hebräische Lehnwörter sind. Ausserdem grenzt im *s*-Laut des Pronomens der 3. Person und in andern Erscheinungen mit dem Assyrisch-Babylonischen das minäische Südarabisch zusammen — Hommel (Die altisrael. Überlieferung etc. S. 117 f.) erinnert an den Kausativstamm *saqtala* (statt *haqtala*), an das babylonische Lehnwort „*satara*, schreiben“ (statt *kataba*) und manches andere mehr —, und sowohl in Bezug auf einen Teil der Sibilanten (vgl. z. B. äth. *šalastû* „drei“) als auch in Bezug auf das Afformativ *kû* (*qatalkû* „ich tötete“) ist auch das Äthiopische verwandt.

Die nahe Beziehung, die zwischen dem Assyrisch-Babylonischen und dem Phönizisch-Hebräischen herrscht, ist besonders trefflich von Stade in seiner „Erneuten Prüfung

des zwischen dem Phönizischen und Hebräischen bestehenden Verwandtschaftsgrades“ (in „Morgenländische Forschungen“ 1875, S. 167—232) beleuchtet worden (S. 174ff.). Er hat gezeigt, dass Phönizisch und Hebräisch zwei Sprachen gewesen sind, die mit einander näher verwandt waren, als sie beide oder eine von ihnen einer andern semitischen Sprache standen, und dass beide in der „altkenaanäischen“ Sprache zur Zeit der Erzväter ihre gemeinsame Vorstufe gehabt haben[1]. Er hat so die alten Überlieferungen über die Wanderungen der Phönizier, die nach ihrer eigenen Aussage (Herodot 1, 1; 7, 89) ἀπὸ τῆς Ἐρυθρῆς καλεομένης θαλάσσης weggezogen sind, und die Erzählungen bestätigt gefunden, nach denen Ur Kasdîm (Gen. 11 28ff.) der Ausgangspunkt Abrams gewesen ist (Stade, S. 229ff.).

Diese Position ist auch nach meinem Urteil festzuhalten.[2] Denn ich finde mehr als einen Beweis gegen die Meinung Hommels, dass „die Hebräer in der Zeit zwischen Abraham bis Josua einen rein arabischen Dialekt sprachen“ (Die altisr. Überlieferung etc. 1897 S. IX. 94. 101. 120. 217f. 276f. 288 1. 305 1; The Exp. Times 1898, S. 235; 1900/1, S. 96b),

---

[1] Spuren dieser altkanaanitischen Sprache haben sich auch in den Briefen gefunden, die von palästinischen Kleinfürsten geschrieben und in Tell el-Amarna entdeckt worden sind (H. Zimmern, ZDPV XIII, S. 146f. und Z. f. Assyr. VI, S. 154ff.). Im Glossar zu „Keilinschr. Bibliothek“ V (ed. H. Winckler 1896) sind sie durch senkrechte Striche angezeigt.

[2] Die Nachrichten Herodots, Justins und anderer meint R. Pietschmann, Geschichte der Phönizier (in Onckens Weltgeschichte etc.), S. 113ff. als bedeutungslos hinstellen zu sollen. Er widerlegt allerdings die Vermutung Gutschmids, Herodot habe das „Meer von Edom (des roten Landes)“, also das Tote Meer, genannt bekommen und dieses aus Unkenntnis als Ἐρυθρὴ θάλασσα bezeichnet. Trotzdem meint er: „Im besten Falle haben Herodots und Justins Nachrichten ihren Ursprung in einer kanaanäischen Sage, in welcher eine Gegend am Toten Meere als Ausgangspunkt einer Völkertrennung betrachtet wurde“ (S. 119). Das ist unbegründete Skepsis.

aber keine Beweise, durch die diese Annahme begründet werden könnte.

Diese Meinung HOMMELS wird schon durch die spezielle Beziehung fraglich gemacht, die zwischen dem Assyrisch-Babylonischen und dem allein bekannten Hebräischen besteht (s. o. S. 77 25ff.). Seine Meinung hat auch die Überlieferung gegen sich, dass Abram aus dem Ur der Chaldäer auszog (Gen. 11 28. 31 15 7), auch wenn damit nicht ein Ort im südwestlichen Babylonien, sondern am oberen Tigris gemeint sein sollte[1]. Übrigens auch in letzterem

---

[1] Auch die spätere jüdische Überlieferung liess Abraham von Babylonien ausgehen (Judith 5 6 f.; Buch der Jubiläen 11 3—15 12 15). Dagegen wendet GUNKEL im „Handkommentar“ zur Genesis (1901), S. 145 ein, dass „die Namen der Stammväter Abrahams, soweit sie durchsichtig sind, nicht in Babylonien, sondern im nördlichen Mesopotamien zu Hause sind (so ʿEber, Serûg etc.)“. Aber das AT lässt Abraham zwar von Arpakhschad, bei welchem Namen mit grosser Wahrscheinlichkeit an die Arrapachitis (am oberen Zab) zu denken ist, abstammen (Gen. 10 22), jedoch erst als neunte Generation (11 10ff.). Das AT braucht also gar nicht aus dem Lande jenes Arpakhschad den Abraham auswandern zu lassen. Ausserdem ist hinter Arpakhschad (10 21) schon eine in der Generation des Peleg (10 25; 11 17) besuchte Station der Vorfahren Abrahams erwähnt, nämlich Babel (11 1—9). Ein Teil der Arpakhschaditen kann auf ihrem von der Ἀῤῥαπαχῖτις aus südwestlich gerichteten Zuge in Mesopotamien sitzen geblieben sein (wie Serûg vielleicht). Ein anderer Teil kann weiter südlich gezogen und infolge jener Völkerzerstreuung (11 9) ein Gebiet südwestlich von Babel, eben Ur Kasdîm, aufgesucht haben. Dessen südliche Ansetzung wird sodann auch nicht durch andere Stellen des AT verhindert. Denn כֶּשֶׂד (Gen. 22 22), ein Sohn von Abrahams Bruder Nachor, war also höchstens der Begründer einer nach Abraham lebenden Völkerschaft und kann nicht auf Kasdîm hinweisen, aus deren Gebiet Abraham ausgewandert wäre. Ferner in Jes. 23 13 ist kein Sitz der Kasdîm ausserhalb Babyloniens erwähnt. Sodann erwähnt Xenophon (Anabasis 4 3, 4) Χαλδαῖοι, die mit andern Stämmen östlich vom nördlichsten Tigris, in der Ebene am Kentrites, dem Grenzfluss zwischen dem Karduchengebiet und Armenien, den Griechen gegenübertraten. Aber ihre Existenz ist nicht zweifellos. Denn schon Strabo sagt (12 19) einfach: „Οἱ δὲ νῦν Χαλδαῖοι Χάλυβες τὸ παλαιὸν ὠνο-

Falle liesse sich die besondere Verwandtschaft verstehen, die zwischen dem assyrisch-babylonischen Semitisch und dem Hebräischen besteht. — Gegen Hommels Meinung spricht ferner der Umstand, dass in den Erzählungen über den Verkehr der Erzväter und ihrer Verwandten mit den Kanaanitern nichts von einer sprachlichen Verschiedenheit derselben erwähnt ist. — Besonders wichtig ist aber Stade's Nachweis (a. a. O. [s. o. S. 79 3], S. 202—230), dass „das Hebräische nicht vom Phönizischen abstammen kann“ (S. 214), und dass ebenso wenig „das Phönizische dem Hebräischen entstammt“ (S. 214—229), sondern dass beide höchst ähnliche und doch verschiedene Dialekte aus einer gemeinsamen älteren, der altkanaanitischen, Sprache erwachsen sind, und dass die Hebräer diese Sprache mit „nach Palästina brachten“, wie auch „sämtliche Namen der hebräischen Sage gut hebräisches Sprachgut sind“ (S. 232).

Hat aber Hommel Gründe gefunden, die seinen Satz, dass die Israeliten bis zu Josuas Zeit einen rein arabischen Dialekt gesprochen hätten, stützen? Wenn ich alles zusammenfasse und einigermassen systematisch ordne, was er an verschiedenen Orten für seine Annahme vorgebracht hat, so ist es das Folgende:

μάζοντο“, und wenn neuerdings (Verhandlungen der Berl. Anthropolog. Gesellschaft 1893, S. 64) die ältesten Bewohner Armeniens als Chalder bezeichnet worden sind, so gab es zwar einen Götterherrn *Ḫaldi-š(e)* bei den Armeniern (P. Jensen, ZDMG 1894, S. 476), aber „für Altarmenisch sagt man neuerdings ohne genügenden Grund Chaldisch“ (ebd. 434). Und will man mit Kittel (Gesch. der Hebräer 1, S. 165) *endlich* darauf Gewicht legen, dass bei der nördlichen Ansetzung von Arpakhschad (= Arrapachitis) und bei der südlichen Ansetzung von Ur Kasdîm die Vorfahren Abrahams erst südwärts und dann wieder nordwestwärts gezogen sind? Dies kann nichts entscheiden. Denn einen ähnlichen Zug haben die Hebräer erst nach Ägypten und dann wieder zurück gemacht.

a) Im Minäischen, einem Dialekt, der durch Inschriften in Südarabien und auch nördlich zu el-Öla bekannt geworden ist, wird das Zeichen des Spiritus asper (ה) auch im Innern von Worten als Vokalzeichen gebraucht. Dies wurde zwar von Prätorius (ZDMG 1888, S. 57) und anderen bestritten, aber von Hommel in „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft in Berlin“ (1897), S. 258 ff. genauer bewiesen. Man liest dort z. B. אנתהת *'anatât* (S. 261). — Nun kommt in der Mêšaʒ-Inschrift, Z. 8 (und 30?) der moabitische Stadtname מהדבא vor. Hommel meint (Die altisr. Überl. etc., S. 276), dies habe „Meh-deba'“ lauten sollen. Ich aber meine, dass jene Konsonanten den Namen Mâhdeba enthalten sollten, wie der Ort jetzt im Neuarabischen Mâdeba genannt wird, und dass der erste Bestandteil, dieses Namens das Wort *mâh(un)* „Wasser“ war. Wie nun als Bezeichnung des Wassers neben dem arabischen *mâ'* und *mâh* das sabäische *maw* und das äth. *maj* stand (siehe weiter in meiner Syntax § 259 d), so auch das hebr. *mai(im)*, *mê*, und so kann die hebr. Form jenes Stadtnamens, nämlich Mêdeba (מידבא Num. 21 30 Jos. 13 9. 16 Jes. 15 2 1 Ch. 19 7), entstanden sein. — Gegen Hommels Annahme, dass jenes מהדבא „Meh-deba'“ lauten sollte, sprechen auch folgende Umstände: *e* ist überhaupt kein ursprünglicher Vokal. Er wird auch in der assyrischen Schrift durch die Vereinigung des Zeichens von *a* und des Zeichens von *i* ausgedrückt. Er ist in der Mêšaʒ-Inschrift sonst nicht durch ה im Wortinnern angezeigt, wie die Vergleichung von משע (Z. 1 und 3) mit מישע (2 K. 3 4) lehrt.

Hommel meint aber, dass auch in אברהם, welches anstatt אברם von Gen. 17, 5 an gebraucht wird, das ה ein Vokalzeichen sei (Die altisr. Überl. etc., S. 277; Mitteilungen der Vorderas. Ges. 1897, S. 211). Indes doppelte Benennungen von Personen und Modifikationen ebendesselben

Namens treten auch sonst in der hebräischen Litteratur im Zusammenhang mit den Stufen des religionsgeschichtlichen Fortschrittes auf: Man denke an Sarai und Sarah (Gen. 17 15), Esau und Edom (25 30), Jakob und Israel (32 29) Hoše^{a}ɜ und Jehošû^{a}ɜ (Num. 13 16) etc. Nun konnte Abrâm, da sein zweiter Bestandteil kein Substantiv ist, mehr undurchsichtig werden, als z. B. Abnêr und Abšalom (1 Sam. 14 51 etc.). Deshalb konnte durch eine Art von sogenannter Volksetymologie eine Umbildung von Abrâm in Abraham entstehen, wie es in der That in Gen. 17 5 b angenommen ist. Die Meinung Hommels ist weniger wahrscheinlich. Denn wenn der Name des ersten Patriarchen in ganz altertümlicher Form bewahrt worden wäre, und man beim zweiten Bestandteil dieses Namens sogar eine seltsame Orthographie vererbt hätte, weshalb wäre dann nicht auch der erste Bestandteil dieser Benennung in seiner älteren Form *abî* (cf. *Abîrâm* Num. 16 1 etc.) bewahrt worden? Überdies warum hätten die Hebräer das ה als Vokalzeichen im Wortinnern nur bei diesem einzigen Namen (vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 345) erhalten?

Zur Verstärkung seines orthographischen Arguments fügt aber Hommel hinzu, dass die Verwendung des ה als eines Vokalzeichens dem Phönizischen gänzlich fehle (Die altisr. Überl. etc., S. 276). Aber in den phönizischen Inschriften wird ein Vokalbuchstabe, und zwar auch am Wortende, überhaupt äusserst selten und jedenfalls noch sparsamer, als auf dem Mêšaɜ-Stein oder in den Zenǧîrli-Inschriften gesetzt. Denn z. B. findet man in den phönizischen Inschriften stets כ „denn, weil“ statt des כי der Mêšaɜ-Inschrift, Z. 4 etc. Ferner wurde auch בנ ohne ה geschrieben, um sowohl „er baute“ als auch „sie bauten“ auszudrücken. Es haben ja doch die Griechen, die nach ihrer eigenen Erzählung (Herodot 5 58) und trotz des auslautenden *a* vom

Buchstabennamen ἄλφα etc. die Schriftzeichen den Phöniziern entlehnten (mein Lehrgeb. 1, S. 26f.; Nöldeke, ZDMG 1878, S. 492), den Spiritus asper als Vokalzeichen gewählt. Ferner sind die uns erhaltenen phönizischen Inschriften gleichzeitig mit den späteren Teilen des AT. Folglich muss man in Bezug auf das phönizische מקנא „Besitz" sich daran erinnern, dass dem מקוה von 1 K. 10 28 die Form מקוא in 2 Ch. 1 16 parallel geht (vgl. weiter mein Lehrgeb. 2, S. 347), und das auslautende א vieler phönizischer Ortsnamen, wie לארכא, kann auch auf Nachahmung der aramäischen Form dieser Namen beruhen. Denn im Zenğîrli begegnet auch schon חמא „Zorn" (Hadad-Inschrift 33), und so finden wir חמא auch in Dan. 3 13 19 11 44 und überdies קריא etc. auch in Esr. 4 15 Dan. 2 14 3 10 6 17 etc. Auf jeden Fall aber würde die Sitte, das ה als Vokalzeichen im Wortinnern zu verwenden, wenn sie in Bezug auf מהדבא und אברהם anerkannt werden könnte und aus Arabien hergeleitet werden müsste, doch nur eine altertümliche und arabisierende Schreibgewohnheit der Moabiter und Hebräer beweisen, aber auf demselben Mêšaɜ-Stein, der in der Orthographie arabisieren soll, steht nur das nicht-arabische *'anôkhî* für „ich" und zwar fünfzehn Mal, und jene Schreibgewohnheit könnte auf keinen Fall begründen, dass die Hebräer von Abraham bis Josua einen rein arabischen Dialekt sprachen.

b) Aus dem grammatischen Gebiete machte Hommel folgendes geltend:

α) Er behauptet: „*'anî* = „ich" (neben dem ursprünglich kanaanitischen *'anôkhî*) ist die israelitische Form (Die altisr. Überl. etc., S. X) und ist ein Arabismus" (The Expository Times 1898, S. 235). Nun tritt aber *'anôkhî* und nur dieses gerade im Dekalog (Exod. 20 2 5 ‖ Deut. 5 6 9), also in einem Teile des AT auf, der den Anspruch erhebt, aus der Zeit Josuas zu stammen, bis zu welcher die Israe-

liten nach HOMMEL „einen rein arabischen Dialekt gesprochen haben sollen". Kann HOMMEL gegenüber diesem Widerspruch, den die Litterargeschichte des AT gegen seine Annahme erhebt, zu dem Satze „dass nach der Besitzergreifung des Westjordanlandes natürlich eine Umschreibung, Übersetzung und wohl auch Umarbeitung der heiligen Dokumente stattfand" (Die altisr. Überl., S. 277) sich flüchten? Nein. Denn wenn das — angeblich arabische — *'anî* die bis zu Josuas Zeit allein gebräuchliche Form gewesen wäre, so würde es in der ersten Zeit nach Josua die vorherrschende gewesen und erst allmählich immermehr durch *'anôkhî* in den Hintergrund gedrängt worden sein. Aber der Prozess des Sprachgebrauchs zeigt den entgegengesetzten Verlauf. Denn *'anôkhî* stand nach Josuas Zeit noch lange im Vordergrund des Sprachgebrauchs, und *'anî* wurde erst viel später bevorzugt, wie ich in meiner „Einleitung ins AT" an den chronologisch auf einander folgenden Prophetenschriften und allen Büchern des AT nachgewiesen habe (S. 168 etc. 307 [bei Amos finden sich zehn *'anôkhî* und nur ein *'anî*]. 311 etc. 432. 571).

Ausserdem ist *'anî*, mag auch dessen Ursprung zweifelhaft sein, kein „Arabismus". Im Lehrgeb. 2, S. 367 habe ich für den Ursprung des *'anî* aus *'anaja* plädiert, weil daraus sich, wenn nicht die Tigriñaform (s. u. S. 86 8f.), so doch die amharische Form für „ich" erklärt. Die Entstehung von *'anî* kann auch durch die Existenz der auf *î* auslautenden und so häufigen Formen *nî* „mich" und *î* „mein" begünstigt worden sein. Man kann auch an das *î* des assyr. (*a*)*nîni*, (*a*)*nînu*, wir" (Del., Ass. HWB, 1896, S. 183a; Ass. Lesestücke 1900, S. IX) erinnern — das im Samaritanischen neben *ána* auftretende *áni* (PETERMANN, Gram. Sam. II, § 1) ist ebenfalls sekundär —; aber das hebräische *'anî* ist kein „Arabismus". Denn im Arabischen lautet die Form für „ich" *'anâ'*. So heisst sie auch im Minäo-

Sabäischen (Hommel, Südarab. Chrestomathie 1893, § 13). Nur in gewissen Mundarten (Wetzstein, ZDMG 22, S. 119) und in gewissen Verbindungen (Spitta, Gram. des arab. Vulgärdialektes in Äg., S. 72f.) zeigt sich auch *ani*, wie z. B. in *âdyni*. Diese Aussprache dürfte wesentlich durch das Streben, die Form *'anâ'* den Suffixen *ni* und *i* anzuähneln, begünstigt worden sein. Wenigstens war auch im Äth. die Form *'ănă* gebräuchlich, bis im Tigriña „*anê*[1] neben dem seltenen *ana*“ und im Amharischen *enê* (*égnê*)[2] entstand (Prätorius, Die amhar. Spr. § 87 c). — Gleich dem Zenğîrli (S. 78 28) konnte das Hebr. zwei Formen für „ich“ haben, und *'ani* konnte in der Entwickelung des Hebr. selbst auf die angegebene Weise entstehen, wie sich im Arabischen dialektisch *ani* ausbildete, und wie die späteren Fortsetzungen des Äthiopischen die Formen *àne* etc. zeigen.

β) Hommel meint, dass seine Aufstellung durch „die Frage *man hũ* Exod. 16 15“ unterstützt werde. Er übersetzt „was ist das?“, muss aber selbst hinzufügen, dass es „eigentlich *wer* ist das?“ bedeute. Denn *man* heisst im Arab., und zwar auch im Minäo-Sabäischen (Hommel, Südarab. Chrestomathie 1893, § 18) „wer“, wie übrigens schon Symmachus mit τίς übersetzt hat, und auch z. B. G. Hoffmann bemerkt in der Zeitschr. f. Assyr. (1896), S. 214: „من, מָן Exod. 16 15 bezeugt *wer*, nicht *was*.“ Übrigens konnte *man hũ* ursprünglich heissen sollen: „Man ist das“ (cf. Field[3] ad locum: Ἄλλος· μὰν αὐτό), und darin konnte eine Nachahmung eines ägyptischen Wortes *mannu* oder *mennu* (Ebers, Durch Gosen zum Sinai[2], S. 236) liegen, wie ja dasselbe Produkt bei den modernen Arabern der Sinaihalbinsel

---

[1] Bei de Vito [s. o. 27[2]] § 54 steht vielmehr „አነ *àne*“.
[2] Bei Guidi, Gr. amariña § 7b steht „እኔ *ĕnié*“.
[3] F. Field, Origenis Hexaplorum quae supersunt (Oxonii 1875).

mann(un) heisst. Indem dieser mögliche ursprüngliche Sinn „Man ist das“ aus dem Bewusstsein verschwand, konnte der epexegetische Satz „denn sie wussten nicht, was es war“ eingeschaltet werden.

γ) Weiter sagt Hommel: „הוליד = zeugen (neben ילד) ist ein Arabismus“ (The Expository Times 1898, S. 235). Nämlich ילד steht im Sinne von *genuit* in Gen 4 18 (3 mal) 10 8 13 15 24 26, 22 23, 35 3 (vgl. weiter meine „Einleitung ins AT“, S. 168 f., 229 f.), aber derselbe Begriff wird durch הוליד an folgenden Stellen ausgedrückt: Gen. 5 3—32, 6 10, 11 11—27, 17 20, 25 19, 48 6; Lev. 25 45; Num. 26 29; Deut. 4 25, 28 41, und הוליד wird auch in 1. Ch. 1 34, 2 10 etc. („Einleitung ins AT“, S. 229 f.) bevorzugt. Also der Gebrauch von הוליד war faktisch der spätere, und auch psychologisch ist es ganz verständlich, dass später eine Differenzierung des Gebrauches von ילד eintrat, und dieses für den weiblichen Akt reserviert wurde, aber der männliche Akt später durch den Verbalstamm הוליד ausgedrückt wurde, der „gebären lassen“ bedeutet. Manche Analogien solcher Differenzierung des Sprachgebrauchs, die man in meiner Syntax § 246 b c. 247 gesammelt findet, bestätigen dies. Auf jeden Fall kann das alttestamentliche Nebeneinanderstehen von ילד und הוליד kein „Arabismus“ genannt werden. Denn ebenso stehen im Assyrischen ולד, was ebenfalls „gebären“ und „erzeugen“ bedeutet (Delitzsch, Assyr. Gram. § 111; Lesestücke 1900, S. 164a), und der davon nach der Form *šaqaṭal*, die mit הוליד korrespondiert, gebildete Kausativstamm neben einander (Del., Assyr. HWB, S. 253). Ebenso verhalten sich im Äth. *waláda* „peperit *et* genuit“ und *ʾauláda* „genuit“ zu einander, und die gleiche Erscheinung finden wir in mehreren Zweigen des Aramäischen (cf. Levy, Targumwörterbuch s. v. יליד; Brockelmann, Lex. Syr. s. v. ܐܘܠܕ).

δ) Auf die Verbalflexion bezieht sich Hommels Meinung,

dass er seine These durch den folgenden Satz stützen könne „Noch Mose sprach den neuen Gottesnamen nicht, wie das Kanaanitische, *Jihje*, sondern, wie das Reinarabische, *Jahwe* aus“ („Moses still pronounced etc.“ cf. The Expository Times 1900/1, S. 96b). Aber *hawa* war keine dem Arabischen angehörende Form des Zeitwortes für „sein“, während wir sie dagegen sowohl im Hebräischen (Gen. 27 29 etc.) als auch im Aramäischen treffen. Ferner der Vokal *a*, der dem *J* in *Jahwe* folgt, wird auch in den Imperfektformen des Zeitwortes הרה (Gen. 4 1 etc.) und ebenso in dem Nomen יהלם (*jahalom*) gesprochen. Folglich konnte dieser Vokal auch in dem Eigennamen *Jahwe* bewahrt werden, zumal Eigennamen leicht ältere Sprachformen bewahren.

ε) Die Gebiete der Verbal- und der Nominalflexion werden in folgender Bemerkung Hommels gestreift: „Sprachlich bildet das Moabitische eine Art Mittelglied zwischen dem Minäischen und dem Kanaanitischen, vgl. z. B. die Plurale מלכן, ארבען, גברן und die Duale קריתן und דבלתן, denen nur einmal der hebr. Plural צהרם gegenübersteht, oder den Verbalstamm הלתחם“ (Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellsch. in Berlin 1897, S. 268). Um mit dem, was zuletzt erwähnt worden ist, zu beginnen, so existiert der Verbalstamm *ifteʿal* auch im Assyrisch-Babylonischen (Del., Ass. Gr. § 83; *iktášad* etc. Ass. Lesestücke 1900, S. X). Also kann הלתחם nicht einfach ein Hinweis aufs Arabische genannt werden. Ferner die Pluralendung *în* in מלכנ etc. (Mêšaʿ-Inschr. Z. 4 etc.) ist kein sicherer Hinweis auf das Minäische. Denn das — ältere — *în* zeigt sich vereinzelt auch im Hebr., und zwar auch in so alten Stücken, wie das Deboralied (cf. מִדִּין Ri. 5 10) ist, ferner im Zenǧîrli, wo man z. B. in der Bauinschrift, Z. 10 ebenfalls מלכנ liest. Sodann die Dualendung mit auslautendem נ existiert

auch im Hebr. Man vergleiche über דתן (Gen. 37 17b) ‖ דתין (18a) etc. in meinem Lehrgeb. 2, S. 436 (und dazu Syntax § 257a!), und dort ist auf S. 437 auch das הצהרם der Mêšaʿ-Inschr. diskutiert.

c) Eine Stütze für seine These findet Hommel auch in der Übereinstimmung, die er in der Bildung der südarabischen und der ältesten hebräischen Eigennamen beobachtet haben will (Die altisr. Überl., S. 276, Anm.). Er meint nämlich beobachtet zu haben, dass „die hebräischen Eigennamen bis Josua das gleiche Gepräge haben, wie die arab. der Hammurabidynastie und die südarabischen“ (S. 225).

Bei der Prüfung dieser These soll nicht davon ausgegangen werden, dass aus Gründen, die ich selbständig gewonnen zu haben meine (vgl. meine „Einleitung ins AT“, S. 187—244), die jehowistische Pentateuchschicht mir mit vielen andern Forschern früher fixiert zu sein scheint, als die esoterisch-priesterliche Pentateuchschicht, was ich als ihre Benennung vorgeschlagen habe, oder der Priesterkodex, wie man meistens sagt. Nein, unabhängig davon soll der Wert bestimmt werden, den Hommels letzterwähnte Behauptung für die Erweisung seiner These von der arabischen Ursprache Israels besitzt.

Welches also ist das besondere Gepräge der arabischen Eigennamen der Hammurabidynastie und der südarabischen Inschriften?

„Die südarabische Namengebung in ältester Zeit kennt eigentlich nur mit *ilî* ‚mein Gott‘ zusammengesetzte Eigennamen“ (Die altisr. Überl., S. 80f.), oder es tritt dafür *abî* „mein Vater“, *ʿammî* „mein Oheim“ etc. auf (S. 83). Aber weisen diese Momente, wenn sie in hebräischen Eigennamen gefunden werden, sicher auf Südarabien hin? *ilu* „Gott“ war ja auch assyrisch-babylonisch, wie אל auch in den Zenǧîrli-Inschriften gefunden worden ist (Hadad-In-

schrift, Z. 2. 11. 18). Die Vermeidung der einzelnen Götternamen, die in assyrisch-babylonischen Eigennamen gelesen zu werden pflegen (Die altisr. Überl., S. 62), brauchte bei den Abrahamiden nicht daher zu rühren, dass sie die Bildung der Eigennamen der — arabischen — Hammurabidynastie oder der Südaraber nachahmten. Diese Vermeidung der Götternamen konnte bei den Abrahamiden aus ihrer religionsgeschichtlichen Stellung folgen. Ferner *ʿam*(*m*) „Oheim“ ist von den Hebräern nicht ganz sicher aus dem Arabischen entlehnt, da ja wenigstens die feminine Form ܥܡܬܐ „Tante“ auch im Syrischen existiert, und daher auch die maskuline Form *ʿam*(*m*) eine weitere Verbreitung im Semitischen besessen haben kann.[1]

Anders läge die Sache, wenn bei dem *ʿam*(*m*) hebräischer Eigennamen an „عم *ʿAmm*, den katabanischen Hauptgott“ (Hommel, Aufsätze etc. 2 [1900], S. 149f.) zu denken wäre. Hommel freilich findet den Namen des Gottes *ʿAmm* wenigstens in dem Namen der ʿAmmoniter als der *b*ᵉ*nê ʿAmmon* (Gen. 19 38). „Ist ja doch ʿAmmon (aus ʿAmmân) ursprünglich nur *ʿamm* mit dem südarabischen Artikel *ân*“ (S. 155). Es sei, bemerkt er weiter, „analog einem minäischen 𐩱𐩡𐩠𐩬“, also *'elâhân* „der Gott“. Der Artikel soll an der Vokalzerdrückung teilgenommen haben? Auch hätten die ʿAmmoniter den Gott ʿAmm, nach welchem sie benannt gewesen sein sollen, ganz vergessen? Denn von einem ʿammonitischen Kult des ʿAmm ist doch nichts bekannt.

Dies dürfte genügen, um Hommels drittes Argument als kraftlos zu erweisen, und ich füge dazu nur noch einen Satz aus Buchanan Gray's eingehender Studie über „The

---

[1] Dass עם in der nabatäischen Inschrift CIS 2, 182 (reproduziert bei Lidzbarski, Handbuch der nordsem. Epigraphik 1898, S. 450, Z. 2) „Ahne“ bedeutet, urteilt Lidzbarski, S. 499, und vergleiche (*amilu*) *ammi* „meine Verwandten“ in den Tell el-Amarna-Briefen 45 32.

character of the proper names in the Priestly Code" („The Expositor" 1897, S. 173—190), nämlich „The same preference for prefixing the divine element, which we find in early South Arabian names and in Hebrew names referred to the earliest periods by writings other than Priestly Code and Chronicles, prevailed in Babylonia" (S. 185).

Dieser angeblich arabische Charakter der ältesten Sprache Israels soll sich übrigens gerade in der Pentateuchschicht zeigen, die man den Priesterkodex zu nennen pflegt (Hommel, Die altisr. Überlieferung, S. XI etc.). Ausser den oben diskutierten „Arabismen", der „minäischen" Orthographie von אברהם Gen. 17 5, dem angeblich arabischen *'ani* „ich" etc., erwähnt Hommel noch folgende „südarabische" Elemente dieser Pentateuchquelle.

Gleich in Gen. 1 1 soll *bara'* auf das „sabäische *bara'a*, bauen, fundamentieren" (S. XI, Anm. 1) hinweisen. Aber *bara'* existiert auch im Phönizischen (= „schneiden, bilden" bei Bloch, Phön. Glossar s. v.), im Assyrischen und Aramäischen, kann demnach als gemeinsemitisch angesehen werden.

Ferner „*berît*, Bund, Vertrag" (Gen. 6 18 etc.) soll seine „nächste Parallele" im „äthiopischen (d. i. ursprünglich hadhramautischen, ZDMG 46, S. 536 f.) *ebrêt* „„abwechselnder Dienst, Funktion"" besitzen" (Hommel, l. c., S. XI). Indes wird doch folgendes Zweifache zugegeben werden müssen. Einerseits weist die hebräische Redensart *karaṯ berīṯ* „schneiden einen Bund", die mit ὅρκια τέμνειν κτλ., foedus icere oder ferire und ܦܣܩ ܩܝܡܐ, (Peš. Hos. 12 2) zusammenstimmt, auf „Schneidung, Schlachtung, Opferung κ. ἑ., d. h. Bundesschliessung" als die Grundbedeutung von *berīṯ* hin. Andererseits besitzt der erwähnte äthiopische Ausdruck *ebrêt* doch nicht den Begriff „Bund" und kann sich erst später entwickelt haben. — Neuestens meint Hommel (The Expository Times 1901, S. 239) *berīṯ* sei nur zu vergleichen („is to be compared") mit dem erwähnten äthiopischen *ebrêt*, und *berīṯ* „Bund" hänge zusammen mit dem „babylonisch-assyrischen *ina bîri, ina birit* „„zwischen"" (hebr. בֵּין, arab. *baina* „„zwischen"")". Also während im Hebräischen der Ausdruck für „zwischen" (*bên*) sein altes *n* bewahrt hat (vgl. das Verb בִּין „unterscheiden etc."), soll in demselben Hebräisch ein Substantiv existieren, das mit dem assyrisch-babylonischen *bîri* zusammenhängen soll, worin, wie schon P. Haupt richtig in Schraders „Keilinschriften und AT²", S. 499 vermutete, das in andern semitischen Sprachen beim Ausdruck für „zwischen" dargebotene *n* in die Liquida *r* übergegangen ist. Ausserdem würde dann zwischen *b* und *r* ein langer Vokal erwartet.

Sodann das in PC häufig (Exod. 25 30, 27 20, 28 29 f. 38 etc. etc.) angewendete Wort *tāmîd* (תמיד), welches anerkanntermassen „Dauer, Beständigkeit“ bedeutet, wird nach Hommel (Die altisr. Überlieferung, S. 17) „nur durch das Arabische erklärt (arab. *ta'mîd* „ „Festsetzung“ “, *amad* „ „Termin, Ewigkeit“ “)“. Da nimmt er also an, dass der Spiritus lenis vernachlässigt worden ist, während doch תאניה etc. gesprochen und geschrieben ist. Ausserdem bedeutet das arab. *ta'mîdun* „Terminsetzung, Beendigung“ und kommt also auch begrifflich nicht mit dem hebr. *tāmîd* „Dauer, Beständigkeit“ überein. Letzteres stammt von מו״יד, welches als Pendant zu מרו (cf. מרויהם etc. in meinem Lehrgeb. 2, S. 136, Z. 2) sehr leicht existiert haben kann.

Weiterhin *ʒôlā* „Brandopfer“ deutet er als „arab. *ghâlijat*, eine Art von Rauchwerk, Nebenform *ghalwâ*, vgl. auch das Verbum *ghalâ* vom Brodeln der Fleischtöpfe, dessen Partizip *ghâlî* „ „fettes Fleisch“ “ bedeutet“ (Die altisr. Überl., S. 279). Aber auch dies dürfte nicht sicher sein. Die *ʒôlā* bezeichnet viel wahrscheinlicher „Aufsteigendes x. ἐ.“, vgl. arab. *ghalā(u)*, was auch „in die Höhe steigen“ bedeutet. Die *ʒôlā* bezeichnet keineswegs wahrscheinlich „Brodelndes x. ἐ.“. Denn das arab. *ghalā(i)* wird vom Subjekte „Topf“ gesagt, aber beim „Brand- oder Ganzopfer“ handelte es sich gerade nicht um den Topf, und bei dieser Opferart (Lev. 1 3—17, 6 2—6) war das Fett eine Nebensache und jedenfalls kein so wichtiges Element, dass von ihm mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit die Benennung dieser Opferart hergenommen worden wäre.

Endlich über *'azkara* (אזכרה) Lev. 2 2 9 16, 5 12, 6 8, 24 7, Num. 5 26 bemerkt Hommel (l. c., 279 f.): „Schon die Form ist unhebräisch; es ist ein innerer Plural (*azkâr*) von *zakar* (arab. *dhakar*) und bedeutet die männlichen (d. i. besten) Sorten des Weihrauches, worüber uns die arabischen Nationalwörterbücher den erwünschtesten Aufschluss geben (vgl. *dhukûr al-tîb*, *al-dhikârat* und *al-dhukûrat*)“. Dieser Punkt ist schon von Baentzsch im „Handkommentar“ zu Exodus-Leviticus (1900), S. 315 treffend mit folgenden Worten beleuchtet worden: „Aber die Azkara besteht nicht bloss aus Weihrauch, in 5 11 sogar nur aus Mehl, und in 24 7 ist gesagt, dass der Weihrauch zur Azkara dienen soll“. Nebenbei bemerkt, habe ich bei meiner Übersetzung „quod odorem spargit“ (Lehrgeb. 2, S. 181) mich auf Saadja's Äquivalent فوخ (*fauḫun*, Geruch) und auf Schultens' Bemerkungen zu Prov. 10 7 gestützt (cf. מזכיר Jes. 66 3).

Also auch nicht durch diese Deutungen konnte Hommel einen arabistischen Charakterzug der Pentateuchschicht EP (vulgo PC) erweisen. Ein solcher Charakterzug würde auch nicht mit der sprachgeschichtlichen Eigenart harmonieren, die der Pentateuchschicht EP nach andern Elementen zukommt. Von diesen seien z. B. folgende

hervorgehoben: die Imperfektendung *ûn* findet sich in Gen. 3 3 f., 18 18—32, 32 5 20, 43 32, 44 1 23; Exod. 1 22, 3 12 21, 4 9 15, 5 7, 9 28 30 etc., 34 13; Num. 11 19, 16 28 f., 32 7 15 20 23; Deut. 1 17 f. 22 29, 2 25, 4 6 10 f. 16 26 28, 5 16 20 30, 6 2 f. 14 17, 7 5 12 25 8 1 19 f., 11 22, 12 1—4 8, 13 5 12, 17 13, 18 1 15, 30 18, 31 29, 33 11. Sogar wenn die Beibehaltung dieser alten Endung *ûn* teilweise durch das Streben, den Hiatus zu vermeiden, und teilweise durch den Satzton veranlasst sein dürfte (vgl. mein Lehrgeb. 2, S. 482. 539), so bleibt doch folgendes die Hauptsache. Diese Endung *ûn* wird in so alten Partien, wie Exod. 15 (das „Meerlied"), 20 (der Dekalog), 21 f. (das Bundesbuch) gefunden, aber nicht in den Abschnitten des Pentateuch, die schon auf Grund anderer Anzeichen dem PC zugewiesen worden sind. Ebenso wenig trifft man diese Endung *ûn* in den Büchern Esra, Nehemia, Esther, Daniel. — Ferner wird der Infinitiv durch ein Nomen, das mit *m* beginnt, in Teilen von PC (Num. 4 24, 10 2), wie in (Deut. 10 11) Hes. 17 9, 36 5 (1. Ch. 6 16 b, 29 11 b), 2. Ch. 19 7 (20 25, 35 3) ersetzt. — Sodann die Zahl „elf" wird vor männlichen Zählobjekten durch *achad ʒăsăr* in Gen. 32 23, 37 9, Deut. 1 2, aber durch *ʒaštê ʒăsăr* in Num. 7 72, 29 20, Deut. 1 3, Sach. 1 7, 1. Ch. 12 13, 24 12, 25 18, 27 14 ausgedrückt, und dieses *ʒaštê ʒăsăr* entspricht dem assyrisch-babylonischen *is-ten-eš-rit* = „elf" (Del., Assyr. Gram. § 75). Folglich spiegelt sich in dieser Pentateuchschicht PC eine spätere Stufe der hebr. Sprachentwickelung und wahrscheinlich assyrisch-babylonischer Einfluss wieder. — Wie dazu andere Charakterzüge dieser Pentateuchschicht stimmen, kann man aus meiner „Einleitung ins AT", S. 229—240 ersehen.

Zur Charakteristik der Pentateuchquelle PC hat auch Buchanan Gray im „Expositor" 1897, S. 186 f. einen kleinen Beitrag gegeben. Seine Worte sind so zu übersetzen: Die in Num. 1 gegebene Liste enthält Namen (Ochran, Enan), die auf *an* auslauten, was eine arabische Endung ist. Aber in derselben Liste haben wir Nachšon und Chelon, die auf die entsprechende hebräische Endung *ôn* auslauten. In Bezug auf diese Fälle macht Hommel (Die altisr. Überlieferung, S. 300) nur die Bemerkung, dass „die Endung *ôn* bereits eine Kanaanisierung der ächt arabischen Endung *ân* darstellt", und vielleicht will er auch darauf seine Andeutung von dem „regen Verkehr zwischen Kanaan und Ägypten" (S. 301) bezogen wissen. Aber sind nicht die Formen mit Šaddaj, die sich ebenfalls in Num, 1 finden, rein hebräisch oder kanaanitisch und nicht arabisch? Die arabische Form würde mit *s* beginnen. Ferner ein Name, wie Nethanel ist nicht arabisch, da die arabische Sprache den Begriff „geben" nicht durch *nathan* bezeichnet. Der entsprechende arabische Name ist *Wahaba-ilu.* Viele von den in Num. 1 enthaltenen Namen sind nicht bestimmt als arabisch, oder als kanaanitisch-hebräisch zu erkennen; aber die

entschieden kanaanitisch-hebräischen übertreffen die entschieden arabischen beträchtlich an Zahl. Soweit B. Gray.

Dass die Pentateuchschicht PC einen arabisierenden Charakter trüge, ist endlich auch deshalb wenig wahrscheinlich, weil das, was im sonstigen hebräischen Sprachgebrauch „Arabismus" genannt werden darf, einen sehr beschränkten Umfang besitzt.

Denn die Perfektendung *ûn* (Deut. 8 3 16; ?Jes. 26 16) ist zwar für das Assyrische (Del., Ass. Gram. § 111; Ass. Lesestücke 1900, X) und Aramäische (cf. z. B. Merx, Gram. Syr. § 59), aber nicht für das Arabische konstatiert, denn dies geschieht nicht durch die neuarabischen Aussprachen *kasarum* etc. (Vollers, Lehrb. der äg.-arab. Umgangsspr., S. 27). — Die Imperfektendung *ûn* (s. o. S. 93 1 ff.) findet sich auch im Arabischen (*jaqtulûna* etc.), aber sie ist, wenigstens in der 3. Pers., auch assyrisch (Del., Ass. Lesestücke 1900, S. X: *ikašadû(ni/u)*; *ikšudû(ni/u)*), und in der 3. sowie 2. Person aramäisch, also wahrscheinlich überhaupt altsemitisch und deshalb auch althebräisch. — Ferner über שׂנאו נפשׁ etc., worin noch Gesenius die arabische Endung des Status constr. plur. fand, vgl. meine Syntax § 227 a. — Sodann zählte Böttcher (Lehrb. § 642. 672) nicht wenige Nomina, hauptsächlich aus 'Jjjob und Proverbien, als arabische Lehnwörter auf. Aber mindestens eine grosse Menge von ihnen ist fraglich (vgl. hauptsächlich Ferd. Mühlau, De Proverbiorum quae dicuntur Aguri et Lemuelis indole etc., S. 1. 23 f. 35 f. 41 f.). Dahin gehört z. B. אֻמּוֹת Gen. 25 16 und Num. 25 15. Ferner מלכין (Prov. 31 3) könnte nur dann für arabisierend gehalten werden, wenn die neuarabische Endung *în* so weit zurückdatiert werden dürfte. Aber man wird in dieser Form, falls man sie nicht für archaisierend halten darf (s. o. S. 88 30), vielmehr einen Aramaismus zu sehen haben, weil בַּר (V. 2) dahin weist. — Als wirkliche Arabismen können nur eine kleine Wahl zusammengesetzter Nomina angesehen werden, wie דִּי־זָהָב (Deut. 1 1 b), ein Ort in der Sinaihalbinsel. Auch דּוּכִיפַת (Lev. 11 19 ‖ Deut. 14 13) ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit von Olshausen (Lehrb. § 221) als „der mit dem Lappēn" gedeutet worden. Ferner das Prototyp von אֶלְגָּבִישׁ „Hagel" (Hes. 13 11 13, 38 22) ist das arab. *algibsu* „das Festgewordene" (siehe darüber weiter im Lehrgeb. 2, S. 417. 545), und so ist der arab. Artikel wahrscheinlich in der Bezeichnung des Handelsartikels *algummîm* (2. Ch. 2 7 etc.) und in dem südjudäischen Ortsnamen *eltolad* sowie in dem südarabischen Stammnamen *almodad* enthalten. Ebenso vertritt *alqûm* (Prov. 30 31) das arab. *alqaumu* „der Heerbann". Denn dies harmoniert besser mit dem stattlich daherschreitenden (V. 29) König, als *elohîm* „Gott" (Hitzig z. St.) oder irgendein spezieller Gott, und die Übersetzung „gegen den es keinen Widerstand giebt" (Wildeboer im „Kurzen Handkommentar" z. St.) stimmt nicht mit der Prä-

position עַם. Konnte übrigens der Ausdruck für das Element der Beduinenkriegführung, unter dessen Ansturm die Israeliten so oft gelitten hatten, nicht ebenso wie die Bezeichnung eines Handelsartikels etc. bekannt sein? Also kann man nicht mit Strack (Kurzgefasster Kom. 1899 zu Prov. 30 31) urteilen, dass an das rein arabische *alqaumu* nicht gedacht werden dürfe. Seine Änderung des Textes in קָם לְעַמּוֹ dürfte daher nicht nötig sein, und welchen besonderen Anblick gewährt ein König „der sich zum Schutze seines Volkes aufmacht"? — Wenn endlich in הלכוא (Jos. 10 24 hinter א!) und in אבוא (Jes. 28 12, vgl. auch לוא etc. im Lehrgeb. 2 347) das arabische „Alif der Wahrung" vorliegen sollte, so würde dies doch nur einer späteren Stufe der Orthographie angehören.

Nach alle dem hat Hommel nicht bewiesen, dass „die Israeliten bis Josua herab einen rein arabischen Dialekt sprachen", und warum sagt er in The Expository Times 1900/1, S. 96 b, dass „this is the uniform biblical view of the matter"?

Zur Begründung dieses Satzes verweist er auf „chapter VI of my book". Aber in diesem sechsten Kapitel seines Buches „Die altisr. Überlieferung etc.", S. 203—214 findet man keinen solchen Beweis. Denn was in diesem Kapitel sich auf die in Rede stehende Behauptung bezieht, ist folgendes. „Die Grenzen des Landes Kashdu (S. 213), worin Ur Kashdim lag (S. 212), berührten sich im Südosten mit denen der Aramäerstämme des Landes Kîr" (S. 213), von wo nach Amos 9 7 die Aramäer auswanderten (S. 207), und nach Jes. 22 6 „muss die Heimat der Aramäer in der nächsten Nähe von Elam gewesen sein" (S. 208). Er fügt die Behauptung hinzu, dass diese „Nomaden von Kîr, die erst später in Mesopotamien zu den bekannten historischen Aramäern wurden, der Sprache nach damals noch reine Araber waren" (S. 213). Die Umstände, worauf er diese These stützen zu können meint, sollen sofort (S. 96 10 ff.) beleuchtet werden. Aber ein biblisches Moment ist nicht unter ihnen. Folglich ist die Behauptung unbegründet, es sei „die übereinstimmende biblische Anschauung", dass „die Israeliten bis zu Josuas Zeit einen rein arabischen Dialekt gesprochen haben".

3. Arabisch und Aramäisch. Auch die Beziehung des Arabischen zum Aramäischen ist neuerdings mehrfach besprochen und teilweise anders bestimmt worden, als sie nach der obigen Untersuchung (S. 47—51. 62—68) gewesen ist. Deshalb müssen diese neueren Verhandlungen hier beurteilt werden.

a) Der Grad der Verwandtschaft von Arabisch und Aramäisch ist neuerdings von Hommel als ein sehr naher hingestellt worden.

Bei der Prüfung seiner darauf bezüglichen Äusserungen geht man wohl am besten von denen aus, die sich auf eine vor der litterarischen Existenz des Aramäischen liegende Periode beziehen. Darüber hat er schon in „Die altisraelitische Überlieferung etc.“ (1897), S. 204, wie er in The Expository Times 1900/1, S. 96 b wieder betont hat, geäussert, dass „die Sprache der Aramäer zu Jakobs Zeit (18. Jahrh. v. Chr.) sicher nur ein arabischer Dialekt war“. Aber worauf stützt er diese Versicherung? Er erinnert (S. 205f.) an folgendes: Tiglatpileser I. (ca. 1120) spreche ausdrücklich „von den aramäischen Achlami“, und bereits unter Eri-Aku von Larsa sei ein Achlamu (d. i. also der Achlamite), Sohn des Ilu-ashir erwähnt. „Der Name ist rein arabisch (Aʿlam), vielleicht in dem Edelsteinnamen Achlamah erhalten“. Dazu ist aber mehr, als ein Fragezeichen zu machen. Denn Aʿlam ist nicht Achlam. Ferner in „Achlamu, der Sohn des Ilu-ashir“, also in der Bezeichnung einer bestimmten einzelnen Persönlichkeit, ist nicht ganz wahrscheinlich das nomen gentilicium „der Achlamite“ enthalten. Der alttestamentliche Edelstein achlamah (Exod. 28 29 ‖ 39 12) sodann wird von Friedr. Delitzsch in „The Hebrew Language viewed in the light of Assyrian research“, S. 36 als „der Stein von Aḫlamû“ gedeutet. — Ferner stützt Hommel (l. c. S. 208ff.) sich auf Namen, die in den assyrischen Inschriften des 8. und 7. Jahrhundert vorkommen. Er kombiniert nämlich *Ituʾa* (S. 208) oder *Jatuʾa* (S. 209) mit dem südarabischen *Jathuʿu* (S. 84) und bemerkt „*Kabrî* gehört zu *Jakbar-ilu* etc., *Luchuʾâtu* zu südarabischem *Luhai-ʿAtht*, später *Luhaiʿat*, wie *Rabbî-Atht* [sic] später zu *Rabîʿat* wurde“ etc. Aber daraus kann

nicht bewiesen werden, dass „die Sprache der Aramäer zu Jakobs Zeit nur ein arabischer Dialekt war“. Es kann nur vermutet werden, dass die Mundart der Stämme, die später als Aramäer auftreten, einstmals dem Arabischen noch näher stand, als es später der Fall war — allerdings mit Ausnahme des Dialektes der Zenǧîrli-Inschriften und zum Teil einiger kleinerer Inschriften, den Hommel dabei nicht erwähnt, der aber in der That (s. o. S. 78 17 und w. u. 104 29 ff.) eine besondere Stellung einnimmt.

Auch das Aramäische, das aus den anderen Inschriften und aus Esra 4 8 etc. bekannt ist, stellt Hommel dem Arabischen sehr nahe. Er meint, dass „das Aramäische und Arabische eine dem Kanaanäischen gegenüber enger sich zusammenschliessende einheitliche Gruppe bilden“ (Aufsätze etc. 1, S. 109). Auch dieses Urteil scheint mir etwas über die richtige Grenze hinauszugehen. Prüfen wir es mit Rücksicht auf die von Hommel erwähnten Erscheinungen! „Ist es nun wirklich so, dass gleich in der Lautlehre sofort die frappante Übereinstimmung bei den dentalen Spiranten in die Augen fällt“? Nein, wenn wirklich (s. u. S. 99 ff.), wie Hommel sagt, ذ, ث und ظ „die ursemitischen Laute“ waren, dann stehen ihnen gegenüber die aramäischen Verschlusslaute auf der einen Seite und die Sibilanten von Zenǧîrli etc., Assyr., Phön. und Hebr. auf der andern Seite. Sodann betreffs der Verbalflexion bemerkt Hommel, dass „dem Fehlen des Niphʿal im Aramäischen die äusserst seltene Anwendung dieses Stammes im Äthiopischen und Sabäischen“ entspricht. Nun ja, es ist möglich, nur kann man es nicht bestimmt sagen. Auch die Kollektivbildungen, die im Nord- und Südarabischen sowie im Äthiopischen vielfach den Gebrauch der äusseren Plurale ersetzen (s. o. S. 66 f.), fehlen im Aramäischen. Jedenfalls besitzen, wie auch Hommel selbst erwähnt, das

Arabische und das Hebräische in ihrem *jaqtulna* (eae interficient), resp. *tiqṭolna* (idem) einen Vereinigungspunkt. Dazu kommt, was er nicht berührt hat, dass einerseits Arabisch und Hebräisch sich im Mittel der Determination (*'al-ha*[*l*; s. o. S. 68, Anm.]) einander näher stehen, und dass andererseits Hebräisch und Aramäisch im Besitze des *š* (= *sch*) in denjenigen Wörtern zusammenstimmen, in denen das Altarabische *s* hat (cf. hebr. שָׁאַל, aram. שְׁאֵל, arab. سَأَلَ; etc.).

Nachdem G. Hoffmann[1] in einer altaramäischen Inschrift „ש am Anfang derselben als besitzanzeigendes Genetivzeichen ganz wie in der phönizischen Inschrift von Panormus und im Assyrischen"[2] richtig konstatiert hat (S. 209), bemerkt er: „Der Gebrauch dieses assyrisch-kanaanäischen ש in einer sonst rein aramäischen Sprache wirft ein Licht auf die Entstehung des Aramäischen überhaupt. Die Aramäer, durch ihr ächtes זי den Arabern (ذو, الذى) und Sabäern (äth. H), sowie durch viele andere Charakteristika, z. B. ו als ersten Radikal, näher verwandt, drangen als Beduinen unter die sesshaften *ša*-Semiten, mischten ihre Sprache mit diesen: das gab unser Aramäisch. Das Arabische, das wir kennen, ist anders, weil es einmal ohne diese Mischung blieb und weil es zweitens seit der Zeit der Trennung von den Aramäern sich selbständig fortentwickelte. Das Studium der Zenĝîrli-Inschriften bestätigt diese Ansicht". Nun das erwähnte ש hat doch wohl nichts mit der Nähe der Verwandtschaft von Arabisch und Aramäisch zu thun und wird weiter unten auf S. 104 29 ff. erörtert werden. Ebenso steht es mit dem *ẕ* von זי. So bleibt also nur der *i*-Laut von *ẕî* als Band zwischen Aramäisch und Arabisch. Andere Beweise für einen ursprünglichen Arabismus des Aramäischen giebt G. Hoffmann in den oben angeführten Worten nicht. Denn anlautendes *u-w* war ursprünglich semitisch, weist also, wenn es sich im Aramäischen noch zeigt, nicht auf einen speziellen Zusammenhang desselben mit dem Arabischen hin.

Auch die lexikalische Verwandtschaft zwischen Arabisch und Aramäisch ist von Hommel (Aufsätze etc. 1, S. 110 f.) betont worden, und diese kann nicht verkannt werden. Denn um ein von Hommel

---

1 G. Hoffmann über „Aramäische Inschriften aus Nêrab bei Aleppo. Neue und alte Götter" in der Zeitschr. f. Assyriologie etc. 11 (1896), S. 207—292.

2 Siehe die vergleichende Diskussion in m. Syntax § 283 b.

nicht erwähntes Beispiel zu bringen, so erscheint das arab. *daqalun* (s. o. S. 73 4) innerhalb des aramäischen Sprachgebietes in den Formen דיקלא oder דקילא und ܕܩܠܐ. Was Gesenius in „Geschichte der hebr. Spr. u. Schr.“ (1815), S. 57f. über eine hebräisch-aramäische Entwickelung einzelner Redensarten erwähnt, bietet kein hinreichendes Gegengewicht.

b) Das Aramäische ist auch neuerdings mehrfach für primär gegenüber dem Arabischen gehalten worden.

Dies ist zunächst in Bezug auf einen Teil des Konsonantenbestandes geschehen. Nämlich es fragt sich, ob den assibilierten Dentalen ذ (*d̲*, also neugriechisches δ) etc., die das Arabische zeigt, die geschichtliche Priorität vor den dentalen Verschlusslauten ד etc. zuzusprechen ist, die im Aramäischen korrespondieren. Dies ist in der That ein sehr schwieriges Problem, und der Versuch, es zu lösen, würde quälend sein, wenn dabei auch nicht die Aufstellungen neuerer Gelehrten einer Kritik zu unterwerfen wären.

In der schon oben S. 35 7 erwähnten Abhandlung schlug Vollers zur gründlichen Erledigung der Frage vor (S. 168), „den über das ganze semitische Sprachgebiet zerstreuten Sprachschatz, der sich durch eine Spirans, genauer einen Zischlaut (*z*, *s*, ihre Varietäten und Ersatzlaute) kennzeichnet, zusammenzufassen und ihn einem andern gegenüberzustellen, der an derselben Stelle den entsprechenden Verschlusslaut (*d*, *t*, ihre Varietäten und Ersatzlaute) aufweist. Demnach würden wir auf der einen Seite das Assyrische (*šalašti* [*šalaltu* nach Del., Ass. Lesestücke 1900, S. 188 b]), Äthiopische (*šalastû′*), Ḥadramautische (Hommel, Südar. Chrestomathie § 72: شلثة) und Hebräische (Kanaanäische: שלשת) sehen, auf der andern Seite das Aramäische und Vulgärarabische (*telât*), die arabische Schriftsprache und das Neusabäische (*t̲alât̲* mit zwei assibilierten *t*), ebenso vielfach in lebenden Mundarten (شلث = *šlt̲* der Minäer und älteren Sabäer [Hommel § 72] muss ich bis auf

weiteres für eine Zwitterform halten)." Aber das ist eben die Frage, ob die Formen, welche, wie das aram. *telât*, den Verschlusslaut besitzen, mit den Formen zu koordinieren sind, welche, wie das *ṯalâṯ* des Schriftarabischen, den assibilierten Laut des (neugriechischen) ϑ haben. Denn es besteht

α) zunächst folgende Möglichkeit: Der assibilierte Laut (*ṯ* = ϑ; etc.) war das Ursprüngliche, und aus ihm entwickelte sich einerseits der Verschlusslaut (*t* etc.) und andererseits der dentale Engelaut oder die Sibilans (*s* etc.).

Für die Wahl dieser ersten Möglichkeit sprechen folgende Analogien des Übergangs von assibilierten Lauten in Verschlusslaute: einem arabischen *Jathuʾu* (Hommel, Die altisr. Überlieferung, S. 83) entspricht bei aramäischen Stämmen die Form *Jatuʾa*, und südarabisches *Luhai-ʿAtht* ist in einem aramäischen *Luchu-ʾâtu* (Hommel l. c., S. 209) wiederzuerkennen. Ferner den assibilierten Dentalen z. B. des altarabischen *ṯalâṯun* „drei" gehen die Verschlusslaute des vulgärarabischen *telât* parallel (s. o. S. 22 14). Vollers sagt nun (S. 169): „Nur mit einem Schein des Rechts führt man die Laute der jetzigen arabischen Gesellschaft an (Nöldeke, Die sem. Spr., 1. Aufl., S. 15 und ebenso Vollers selbst in ZDMG 1887, S. 367), um aus den üblichen Lautwerten der Volkssprache (*t*, *d*, d^2) das Aramäische und aus denen des Hocharabischen (*s*, *z*, z^3; dieses nach S. 172 = supradentales [vulgo: emphatisches] *z*, ähnlich dem s^2 [צ = ص]) das Kanaanäische zu begreifen. Denn was die Verschlusslaute der Volkssprache anlangt, so haben wir nicht den geringsten Grund für die Annahme, dass die Interdentalen [= Assibilanten] der Schriftsprache je allgemein gewesen sind, und dass die Verschlusslaute sich zu ihnen wie eine spätere Phase verhalten". Aber mit dieser Behauptung lässt sich das genetische Verhältnis z. B. zwischen altarabischem *ṯ* (= ϑ) und neuarabischem *t* nicht aus dem

Wege räumen. Denn zu dem, was über diesen Gegenstand oben S. 22 11 ff. und S. 36, Anm. 1 gesagt worden ist, kommt noch folgendes hinzu. Vor allem ist die altarabische Schriftsprache kein künstliches Produkt, wie oben S. 35 ff. erwiesen wurde. Vielmehr war sie ein weithin im wirklichen Leben existierendes Idiom. Folglich ist es die natürlichste Annahme, dass den schwierigen Assibilanten des Altarabischen die Verschlusslaute des Neuarabischen als Produkte des Erleichterungsstrebens entsprechen. Infolgedessen können die Assibilanten des Ursemitischen im Altarabischen bewahrt, aber im Aramäischen zu Verschlusslauten erleichtert worden sein.

Sodann können die altarabischen Assibilanten andererseits in die entsprechenden Sibilanten anderer Äste des semitischen Sprachstammes übergegangen sein. Denn „Athir liegt im Gottesnamen Ašur vor, der in den Eigennamen der kappadokischen Kontrakttafeln (ca. 2000 v. Chr.) sehr oft Ashir geschrieben wird“ (Hommel, Aufsätze etc. 2 [1900], S. 208). Vgl. auch pers. *Athura*; aram. ܐܬܘܪ; ᾽Ατουρία; ass. etc. *Aššur*. Sodann dem arab. حدث *ḥadaṯa* (neu sein) entspricht assyr. *edêšu* (Del., Ass. Lesestücke 1900, S. 152), und mit arab. اخذ (ergreifen) geht assyr. *'aḫâzu* parallel. Ferner dem arab. ثلاثة (*ṯalâṯatun*) entspricht hebr. שלשה (*šelôša*), und dem arab. اخذ (*'aḫaḏa*) entspricht hebr. אחז (*'achaz*)[1]. Endlich tritt ebenderselbe Wandel

[1] Z. B. neben arab. ثَغْرٌ (*ṯaɜrun* „Thor“) erscheint so auch im Phönizischen die Form שער (Bloch, Phön. Glossar 1891, S. 61, wo auf S. 59—61 die weiteren Belege dieses ש stehen). „Wenn nun daneben im Poenulus *thera* (= aram. תְּרַע) vorkommt, so kann das nicht mehr befremden, als dass sich im Arabischen neben نَظَرَ auch ناطور, d. i. ܢܛܘܪܐ, findet etc.“ (cf. Stade, Morgenländ. Forschungen 1875, S. 187 [1]). — Wenn vollends der Stadtname צר *Ṣor*, wie er auch im Phön. erscheint (Bloch, S. 55), bei den Griechen mit anlautendem Verschlusslaut auftritt (Τύρος), so zeigt sich darin der weite Einfluss des Aramäischen.

uns bei Vergleichung von Altarabisch und Neuarabisch, früherem und späterem Äthiopisch vielfach entgegen (s. o. S. 22 13ff. 26 40). — VOLLERS allerdings bemerkte S. 169 folgendes: „Wenn das Hocharabische und vielfach auch die gelehrte Überlieferung die Interdentalen (= Assibilanten) fallen lässt und sie durch Zischlaute ersetzt, so darf man nicht vergessen, dass es sich hier nicht um die organische Entwickelung lebender Laute, sondern eben um eine gelehrte Überlieferung handelt, die an und für sich nicht treuer zu sein braucht, als auf andern, in Europa wohlbekannten Gebieten". Ich meine nicht, dass man so sicher sagen könne „es handelt sich hier nicht um die organische Entwickelung lebender Laute". Das zeigt sich auch in dem Zusatz „Meine Ansicht ist die, dass wir in den genannten Zischlauten keine Fortsetzung oder Abschleifung der Interdentale (= Assibilanten), sondern die treu bewahrte Aussprache von Nordwest-Arabien (genauer Medina?) haben, die früher als schwache Unterströmung sich erhalten hat, aber mit dem Schwinden der klassischen Überlieferung immer stärker hervorgetreten ist." Mir aber scheint es ebenso prekär zu sein, eine „gelehrte Überlieferung" zur Quelle der Zischlaute eines Teiles der in Ägypten vulgärarabisch sprechenden Personen zu machen, wie es prekär ist, das Hervortreten dieser Zischlaute von einem einzelnen Punkte Nordwest-Arabiens ausgehen zu lassen. Es bleibt wenigstens ebenso sehr möglich, dass die Assibilanten, an deren Stelle, wie gesagt, in der niedrigen Volksaussprache zunächst Qairo's die leichter sprechbaren Verschlusslaute gehört werden, sich in einer andern — feineren — Sphäre der ägyptischen, zunächst qairinischen, Bevölkerung zu Sibilanten umbildeten. Dann kann dieser Vorgang ein Analogon zum Verhältnis altarabischer Assibilanten zu assyrisch-kanaanäischen etc. Sibilanten bilden.

Man bemerke auch noch, dass im östlichen neuaramäischen Dialekt von *Ṭijārī* sich Veränderung des *ṯ* (= ϑ) in *š* findet (Nöldeke, ZDMG 1896, S. 303). Maclean, Grammar of the dialects of vernacular Syriac § 124: „In Upper Ṭiari ܬ very frequently has the sound of ܫ. Thus ܒܝܬܐ „house", ܐܬܐ „come", ܐܬܐ ܠܝ „I came", etc. are pronounced respectively *bésha*, *shâ*, *shélî* etc." „In Zakhu aspirated Tau (= *ṯ*) frequently becomes Simkath (*s*): thus ܒܝܣܐ [er meint also: ܒܝܬܐ „Haus" wird dort mit *s* geschrieben] etc. etc." (Maclean, S. 338).

β) Die zweite Möglichkeit besteht darin, dass die Verschlusslaute *t* etc., welche im Aramäischen etc. auftreten, die ursprüngliche Lautnuance darstellten (so M. Schultze, Gram. der aramäischen Muttersprache Jesu 1899, § 1), und dass daraus die Assibilanten des Altarabischen etc. und weiter die Sibilanten des Assyrischen, Kanaanäischen etc. entstanden.

Zur Empfehlung dieser zweiten Möglichkeit berief Vollers S. 170 sich darauf, dass „in den arischen Sprachen die Interdentale (= Assibilanten) vielmals aus Verschlusslauten werden, z. B. im Altpersischen, im Griechischen und im Germanischen (vgl. Brugmann, Grundriss der vergleichenden Grammatik 1 [1886], § 353. 356. 364. 491 etc.)". Man könnte allerdings auf die sogenannte erste Lautverschiebung hinweisen, wie sie z. B. bei Wundt, Völkerpsychologie I, 1 (1900), S. 406 f. mit folgenden Worten beschrieben ist: „Was im Indogermanischen als Tenuis vorausgesetzt werden darf und im Sanskrit, Griech. und Lat. durchweg diesen Charakter bewahrt hat, das ist überall in den germanischen Sprachen ursprünglich in die Spirans übergegangen: *p* in *f*, *t* in *dz* (englisches *th*), *k* in *ch* oder in *h*." Man kann z. B. auf folgende Gleichungen hinweisen: skr. *tvam*, dor. τύ, lat. *tu*, got. *thu*, attisch. σύ; skr. *tri*, τρεῖς, *tres*, got. *thres*; *tacere* = got. *thahan*, *sch*weigen. Aber vor allem ist es fraglich, ob die sanskritische Lautstufe als die urindogermanische „vorausgesetzt werden darf". Sodann fragt es sich, bei welcher Lautstufe der Ausgangspunkt der ersten Lautverschiebung des Indogermanischen lag. Vielleicht lag er bei den Aspiratae, indem diese sich zu erleichtern strebten und so zu Mediae wurden (vgl. got. *thu*, engl. *thou*, hochdeutsches *du*), und dann die bereits vorhandenen Mediae sich zu Tenues dissimilierten, und endlich die wieder bereits vorhandenen Tenues durch einen nachfolgenden Hauch gekennzeichnet wurden. Jedenfalls finden wir im Sanskrit auch schon die jotacierten Laute *tsch* etc., die innerhalb der semitischen Lautgeschichte erst als entschieden sekundäre Laute auf-

treten (s. o. S. 29 13), und mit dem sanskritischen *tscha* (= *ča*, च „und") gehen *καί* und *que* parallel. Infolgedessen scheint mir die Annahme der zweiten Möglichkeit, nämlich dass das Aramäische auf dem dentalen Gebiete den ursemitischen Lautbestand bewahrt habe, sich weniger zu empfehlen.

Die oben S. 29 15 erwähnte mandäische Erscheinung ist doch ein zu isoliertes Argument für diese zweite Annahme, und sie kann auch nicht dadurch, dass die Assibilanten nicht in der früheren kufischen Schrift des Arabischen (vgl. Euting's Schrifttafel in Zimmern's Vergleichender Gram.) nicht unterschieden wurden, hinreichend gestützt werden, wie Freytag, Einleitung in das Studium des Arab. (1861), S. 41 meinte. Denn erstens wurden mehrere von diesen Assibilanten schon vor dem Gebrauche der von den Syrern her entlehnten kufischen Schrift des Altarabischen in den südarabischen Schriftzeichen ausgedrückt (vgl. darüber in meinen Äthiopischen Studien, S. 16), wie z. B. ث (*ṯ* = ϑ) durch 𐩻. Ferner konnten verwandte Lautnuancen durch ebendasselbe Schriftzeichen dargestellt werden, wie in der hebräischen Schrift ebendasselbe Zeichen ע verschiedene Laute andeutete (vgl. z. B. עֵדֶן = 'Εδεμ; עֵבֶר = ʽΕβερ; die wahrscheinliche Alliteration zwischen עי und גי Micha 1 6 a b und עַזָּה = Γάζα).

γ) Kann endlich die dritte Möglichkeit, dass die Sibilanten (*s* etc.) zuerst bestanden und aus ihnen sich die assibilierten Dentale (*ṯ* = ϑ, etc.) und die dentalen Verschlusslaute (*t* etc.) entwickelten, sich auf analoge Vorgänge berufen?

Spricht für die Annahme dieser dritten Möglichkeit zunächst der Thatbestand hinreichend kräftig, der betreffs der Dentale in den Zenǧirli-Inschriften vorliegt? Nämlich gegenüber den altarabischen Assibilanten *ṯ*, *ḏ* und *ṭ* (*ḍ* = ض) zeigen sich auf den Inschriften von Zenǧirli und Umgegend sowie teilweise auch auf einigen andern Inschriften[1] ebenso,

---

[1] Diese Sibilanten-haltigen und doch in andern Beziehungen aramäischen Inschriften sind jetzt aus M. Lidzbarski's höchst dankenswertem „Handbuch der nordsemitischen Epigraphik" (1898) zu erkennen, wenn man die von ihm auf S. 392 angegebenen Wörter im vorhergehenden „Wortschatze der nordsem. Inschriften" (S. 204—388) nachschlägt. Z. B. das Demonstrativ ז (vgl. phön. ז, hebr. זֶה, assyr. *šû*, fem. *šî*; Del., Assyr. Lesestücke 1900, S. IX) findet sich nur in

wie im Assyrisch-Babylonischen und Phönizisch-Hebräischen, die Sibilanten š, ẕ und ṣ, und diese Schreibweisen können nicht mit D. H. Müller (WZKM 1893, S. 115f.) als „rein orthographische Schwankungen“ beurteilt werden. Leicht könnte man nun denken, dass aus diesen Sibilanten die einfachen Verschlusslaute entstanden seien, die jenen beiden Lautreihen in den betreffenden Wörtern des gewöhnlichen Aramäisch entsprechen. Aber so zu urteilen, wird man durch mehrere Umstände verhindert. Erstens zeigt mindestens ein älteres Denkmal des Aramäischen auch schon die dentalen Verschlusslaute des gewöhnlichen Aramäisch[1], und auf ein טור (*ṭûr*) „Fels“, das dem phön. צר (Lidzbarski, S. 359) und hebr. צור entspricht, weist auch schon der Stadtname Τύρος (s. o. S. 101, Anm.). Wenn dieser Thatbestand immer noch die Annahme zuliesse, dass jene Inschriften von Zenğîrli und Nêrab etc. mit ihren Sibilanten nur einen früheren Zustand des Aramäischen darstellten, so wird dies dadurch verhindert, dass die Zenğîrli-In-

---

מז „von da [oder ähnlich]“ in Zenğîrli Hadad-Inschr., Z. 3. 4. 22. Ferner זנ „dieser“, das auch in der phön. Byblos-Inschrift (aus dem 5.—4. Jahrh.; reproduziert bei Lidzbarski, S. 416) viermal vorkommt, begegnet in Zenğ. Hadad.-Inschr., Z. 1. 14, Pan., Z. 1. 20, aber auch in einer aramäischen Inschrift aus Teima in Arabien (reproduziert bei Lidzbarski, S. 447), Z. 4: ביומא זנ „an diesem Tage“; etc. — Um nur noch ein verbales Beispiel zu geben, so stehen Formen von אחז „ergreifen, nehmen“ in Zenğ. Hadad-Inschr., Z. 3 (אחז „ich nahm“). 15. 20. 25; Pan., Z. 11; Bau-Inschrift. Z. 11; Nêrab-Inschrift Nr. 2, Z. 4; aber אחד in der nabatäischen Inschrift Nr. 234.

[1] תמה „dort“ steht in Z. 2 der aramäischen Inschrift 141, die bei Lidzbarski, S. 448 „aus dem 5.—4. Jahrh. v. Chr.“ datiert ist. — Ausserdem begegnet מיתב „Sitz“ in der Inschrift 114 (aus Teima), Z. 1 und in Nr. 117. — Vgl. auch דלח „verwirren, trüben“ (Zenğ., Hadad-Inschrift, Z. 24. 30) und syr. ܕܠܘܚܐ (*delûchâ*) „Beunruhigung Angst“ und זלח „sich ängstigen“ in jerusalemischen Targumen.

schriften auch das unaramäische *ano(? a)k(i)* enthalten.[1] Liegt nun in den Inschriften von Zenğîrli, welche die erwähnten auffallenden Sibilanten und das *ano(? a)k(i)* zeigen, „ein Aramäisch vor, welches durch eine andere semitische Sprache stark beeinflusst war, sei das nun ein dem Hebräischen nahe verwandter Dialekt, sei es das Assyrische“? Diese Frage wurde von Nöldeke, Die sem. Sprachen (1899), S. 33 bejaht. Indes solcher Einfluss von Nachbarsprachen erklärt nicht die ganze lautliche Eigenart des Dialektes der Zenğîrli-Inschriften. Er erklärt z. B. nicht das *q* von ארק(א),[2] das dem ע (*gh*) des sonstigen Aramäisch und dem arabischen أرض (*'arḍun*) entspricht und auch in den aramäischen Sätzen von Jer. 10 11 begegnet. Deshalb wird man bei dem Dialekt dieser Inschriften besser von einer in sich selbständigen Schattierung des Mittelsemitischen (s. o. S. 78 16) sprechen, und jedenfalls wird durch die Existenz des Zenğîrli nicht die dritte mögliche Lösung des uns jetzt beschäftigenden Problems empfohlen.

Zu Gunsten der dritten Möglichkeit kann freilich angeführt werden, dass altsyrisches *š* (vgl. ܫܦܟ „ausgiessen“) und neusyrisches *t* bisweilen wechseln: neusyr. ܫܦܟ „ausgegossen werden, überfliessen“, ܬܦܟ „gespült werden“ und neusyr. ܫܦܫܟ oder ܫܠܦܟ „ausgiessen oder spülen“ (Maclean, Gram. of .... the vernacular Syriac § 124). Aber dieser Wechsel ist nur vereinzelt. — Oder wird die dritte Lösung des Problems hinreichend durch die Vergleichung des biblischen צרב mit dem arab. ضرب“ (Vollers, S. 173) empfohlen? Vollers selbst hat aber doch S. 172 daran erinnert, dass „die Berichte der ältesten arabischen Gram-

---

[1] „ich“ = אנכ (Zenğ. Hadad-Inschrift, Z. 1), אנכי (Zenğ. Panammu-Inschrift, Z. 19), אנה (Zenğ. Bau-Inschrift, Z. 1. 20).

[2] ארק(א) „Land“: Hadad-Inschr., Z. 7 etc.; Bauinschr., Z. 4 etc.

matiker es unzweifelhaft lassen [sic], dass ض für sie ein laterales, dem deutschen *z* nahestehendes *z* (z^2) war (cf. Vollers, The Arabic sounds, p. 145)". Folglich war das *ṣ*, das nach der graphischen Korrespondenz von צ und ص auch für letzteres Zeichen als ursprünglicher Laut vorauszusetzen ist, nur bis zum Ubergang in den entsprechenden stimmhaften Laut z^2 fortgeschritten (vgl. ähnliche Übergänge in צעק, זעק; עלץ, עלז; צָהֹב, זָהָב). Wenn aber ض trotz jener Berichte einen dentalen emphatischen Verschlusslaut anzeigt, so ist eben die Frage, ob dieser (in ضرب), oder *ṣ* (in צרב), den genetischen Zusammenhang beider Verba mit Alb. Schultens vorausgesetzt, der ursprünglichere Laut war.

Wenn darnach die erste Möglichkeit der Lösung des Problems die meisten Analogien innerhalb der semitischen Sprachgeschichte für sich und keine entscheidenden Gründe gegen sich hat, wenn also auch im Gebiete der Dentalen das Altarabische den relativ ältesten Typus des Semitischen repräsentiert, so stimmt dies dazu, dass auch die gutturalischen Nuancen des Altarabischen sich nicht als sekundär ansehen lassen (s. o. S. 38 1ff.). Trotzdem wagte ich es nicht, die eigentümlichen Dentalen des Altarabischen zu einem positiven Merkmal seiner Priorität zu machen, und habe sie daher bei der positiven Beweisführung (s. o. S. 38ff.) ausser Rechnung gelassen.

Zu dieser Frage vergleiche man auch noch mein Lehrgeb. 2, S. 453f. Jedenfalls liegt die Sache nicht ganz so einfach, wie O. E. Lindberg in seiner „Vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen" I (1897), S. 78, Anm. 2 sagt: „Dass das *Ṯâ* und nicht einer der übrigen Laute (*š*, *s*, *t*), die in den andern Dialekten dem *Ṯâ* entsprechen, der ursprüngliche Laut gewesen ist, kann man daraus ersehen, dass, wenn es *Tâ* gewesen wäre, dieses in allen Dialekten beibehalten worden wäre;[1] wäre es *Samek̲* gewesen, dieses überall — ausser graphisch im

---

[1] Siehe aber oben S. 29 15 aus dem Mandäischen.

Arabischen — beibehalten worden wäre, und wäre es *Š*in gewesen, dieses im Aramäischen nicht *T*â geworden wäre".[1]

Was die Sibilantenverhältnisse im Semitischen und deren Verhältnis zur geschichtlichen Folge der semitischen Sprache anlangt, so hat Vollers gemeint, dass „die Zischlautfrage von sekundärer Bedeutung ist" (l. c., S. 171. 195). In Bezug auf dieses Problem war er nämlich zu der Überzeugung gelangt, „dass unabhängig von einander im Norden wie im Süden eine Verschiebung vor sich ging, die *s* in *š* verwandelte, deren Bedingtheit aber noch der Untersuchung bedarf" (S. 210). Wenn ich auf einem äusserst hindernisreichen Terrain einen Versuch machen darf, so ist es folgender: Da den Assibilanten (Interdentalen) des Altarabischen im Hebräischen (Assyrisch-Babylonischen, Phön. [und Äth.])[2] in der Regel ein *š* entspricht, so kann wenigstens ein Teil der *š*-Laute auf diesem Wege entstanden sein. Wenn ferner Vollers (l. c. S. 210) annahm, dass *š* aus *s* geworden ist, so möchte ich daran erinnern, dass bei der Vergleichung des Babylonischen und Assyrischen,[3] des früheren und späteren Althebräisch, des Althebräischen mit dem Neuhebräischen[4] und des Altarabischen mit dem Neuarabischen sich vielmehr Belege dafür finden, dass *š* sich zu *s* umgebildet hat.

Im Anschluss daran stelle ich zu Hommel, Südarabische Chrestomathie (1893), S. 10 die Frage, ob nicht vielmehr aus der Gleichheit der Zeichen auf die Gleichheit des Lautes zu schliessen ist. Nach der Ähnlichkeit der Zeichen entspricht aber minäo-sabäisches 𐩯 wohl am meisten dem samaritanischen ࠎ = ס. Im Resultate stimme ich also mit Hommel überein. — Übrigens bemerke ich dabei, dass das Südarabische nicht in allen den Zeichen die ältere Form aufweist, die von

---

[1] Vgl. dagegen oben S. 106 20ff. aus dem Neusyrischen.

[2] Das Äthiopische zeigt die Neigung, aus *š* ein *s* werden zu lassen: es hat z. B. *šalastû'* (ሠለስቱ፡), aber *samânîtû'* (ሰማኒቱ፡).

[3] P. Jensen, ZDMG 1894, S. 452, Anm. 1: „Die Assyrer sprachen in früher Zeit ursprüngliches *š* wie *s* und unterschieden deshalb ausländisches š nicht gehörig in der Schrift". Sehr dankenswert ist der Überblick über die Wiedergabe der assyrischen Sibilanten in den nordsemitischen Inschriften, den Lidzbarski, S. 392 gewährt hat.

[4] Vgl, mein Lehrgeb. 2, S. 458 (unten), 459 oben und dazu noch A. Berliner, Beiträge zur hebr. Gram. in Talmud u. Midrasch, S. 23 f. 25, Anm. 1; auch M. Schultze, Gram. der aram. Muttersprache Jesu (1899), § 63. Beachte auch die Materialien zum „Wechsel von ס und ש" etc. bei Lidzbarski, S. 392.

Hommel, S. 5 angeführt sind. Denn das phönizisch-althebräische 𐤉 ist ein ursprünglicheres Bild der „Hand“, als minäo-sabäisches 𐩺 (äth. የ). — Den Einfluss, der durch die Veränderung der Schreibrichtung auf die Gestaltung der Buchstaben ausgeübt wurde, habe ich in meinen Äth. Studien, S. 16f. dargestellt.

Das *Arabische* ist in älterer und neuerer Zeit dem *Aramäischen* auch noch aus andern Gründen nachgestellt worden. Die diesbezüglichen Versuche dürften am richtigsten unter einem allgemeineren Gesichtspunkt im folgenden Abschnitt behandelt werden.

4. *Hebräisch, Aramäisch und Ursemitisch.* Der Ausgangspunkt der Entwickelung des Semitischen ist oftmals auch im Hebräischen oder im Aramäischen gesucht worden. Die hauptsächlichsten von diesen Versuchen sollen darnach gruppiert werden, je nachdem sie mehr nur negativ die Altertümlichkeit des Altarabischen bezweifelten, oder positiv im Hebräischen oder im Aramäischen die ursprünglichste Gestaltung des Semitischen fanden.

a) J. D. Michaelis sprach in seiner „Arabischen Grammatik“, Vorrede, S. VIf. von „Vorschriften und Veränderungen, die bloss die arabischen Grammatiker, und noch dazu lange nach Muhammeds Zeit, der Sprache aufgedrungen haben, und die man noch bis auf diesen Tag nicht im gemeinen Leben angenommen hat, sondern bloss Büchersprache sein lässt“. Ebenso äusserte er sich auf S. LXVIII, ferner in der Vorrede zur 2. Aufl., S. 2f. 77. 129. 134f. etc., und er meinte, dieses Urteil daraus ableiten zu können, dass die genaueren grammatischen Regeln mehrmals in den Manuskripten verletzt sind. Aber Verkennung des richtigen Sprachgebrauchs hat es immer und überall gegeben, ohne dass die Abweichungen die normale Sprachgestalt selbst darstellten, die sich im Sprachbewusstsein der Elite des betreffenden Menschenkreises wiederspiegelt. Ausserdem wird die Ansicht von J. D. Michaelis dadurch widerlegt, dass gerade die ungelehrten Wüstensöhne von den ersten Sprachgelehrten Arabiens als Schiedsrichter über das, was

normal war, aufgerufen wurden (Flügel, Die gram. Schulen der Araber, S. 4. 9. 33. 57. 74f.). J. D. Michaelis sagte ja auch selbst (S. 206): „Der Dualis ist in der gemeinen Sprache sehr ausser Gebrauch gekommen", und so ist der Dual auch in andern Sprachen, z. B. der griechischen, zurückgetreten. Geht damit nicht parallel, dass das Altarabische den Dual häufiger hat (Caspari-Müller, Arab. Gram.[5] § 35 etc.), als das Hebräische? Dass ferner die Kasusendungen zum ursprünglichen Bestand des Arabischen gehörten (gegen Mich., S. 178f. 208f.), zeigt auch die Volkssprache dadurch, dass sie dieselben in zusammengesetzten Ausdrücken und vor den Suffixen besitzt. Denn man spricht z. B. vom *schaichu-l-islâm*, dem Haupt des offiziellen Klerus in Konstantinopel, gegenüber dem einfachen *schaich*. Endlich beachte man noch folgende Sätze: „Dass früher in Ägypten mit den alten Endvokalen gesprochen worden ist, geht aus den Resten des Akkusativs und Genetivs hervor, welche sich noch erhalten haben. Da die gesamte Bevölkerung, sowohl Städter als Fellâḥen, sie gebraucht, so können sie nicht gut künstlich aus der gelehrten Sprache hineingebracht worden sein" (Spitta, S. 50).

Von de Lagarde notiere ich nur folgenden Satz: „Ich fand nicht viel Psyche in dem Jargon, den man Schriftarabisch heisst" (Register und Nachträge zu „Übersicht über die im Aram., Arab. u. Hebr. übliche Bildung der Nomina" [1891], S. 2). Dieser Eindruck ist nach meinem Empfinden unmotiviert.

Sodann G. Hoffmann hat in seiner Besprechung der 1. Aufl. von Nöldeke's „Die sem. Sprachen" (Litt. Centralblatt 1887, Sp. 605—608) z. B. die starken Gutturale nicht als Zeichen der Jugendkräftigkeit des betreffenden semitischen Sprachzweiges angesehen. Denn er sagte: „Man frage, ob die Form *Bil* nicht die Mutter sei von *Baʿal*".

Auf diese Frage kam er von folgendem Prinzip aus „Die sichersten Leitsterne für das Alter einer semitischen Bildung bleiben das Verhältnis zum Bilitterum und zu den zuerst fixierten Sprachen“. Indes die Beziehung der ausgeprägten Bestandteile des semitischen Sprachschatzes zu den zweibuchstäbigen Wurzeln ist dunkel, und das Alter der Fixierung einer Sprache entscheidet nicht über die Altertümlichkeit ihres Entwickelungsstadiums. Ausser an das Litauische, sei noch an den romanischen Dialekt des südlichen Sardinien erinnert, der an Altertümlichkeit den von Rom übertrifft und doch nicht früher als dieser schriftlich fixiert wurde. — Ferner auch die morphologische Altertümlichkeit des Altarabischen bezweifelte G. Hoffmann, indem er in seiner Abhandlung „Über einige phönikische Inschriften“ (AGGW 1890, S. 39) sagte, er hege „gründlich die Ansicht, dass die Verwendung wortendender Vokale zu Kasuszeichen eine Neubildung des Arabischen ist — wie man sich deren Verlauf denken könne, bleibe hier unerörtert — während sich die ältere, dieser Art bare Sprache durch vorgesetzte Präpositionen behalf“. Der von mir hoch verehrte Gelehrte wird mir die Bemerkung erlauben, dass dies allem widerspricht, was oben durch Vergleichung zeitlich aufeinanderfolgender Sprachstufen gefunden worden ist, deren Entwickelung im Lichte der Geschichte liegt. Überall sehen wir den Sprachgebrauch im Gegenteil von der Verwendung wortendender Vokale als Kasuszeichen dazu fortschreiten, die Genetiv- oder Akkusativ-Beziehung von Worten durch vorgesetzte Sprachelemente anzuzeigen. Z. B. treten im Hebr. die Endungen *o*, *i*, *ā* bei keinem Redner (Propheten) der nachexilischen Zeit auf.[1]

[1] Ein kritisch revidiertes Verzeichnis aller Stellen der drei En-

b) Aber es hat auch nicht an ausgesprochenen Vertretern der Meinung gefehlt, dass die hebräische, oder die aramäische Sprache die älteste unter ihren altsemitischen Schwestern sei.

Nun, dass zunächst die hebräische Sprache den höchsten Grad von Altertümlichkeit besitze, wird nicht durch positive Aussagen des AT gefordert und ist überhaupt aus ungiltigen Gründen angenommen worden.

Denn zunächst braucht es nicht die Meinung des AT zu sein, dass Gott auch im Himmel oder für die Himmlischen die Laute des hebr. Wortes אור gebraucht habe, als er die Anregung zur ersten Schwingung der Lichtwellen gab (Gen. 1 3), und dass Gott für die himmlische Sphäre den hellen Teil des vierundzwanzigstündigen Tages mit *jōm*, dessen dunklen Teil mit *lá^{e}jlă* und das Firmament mit *raqî^{a}ʒ* benannt habe. Denn das AT kennt mehrere Arten des uneigentlichen Sprechens der Gottheit, wie z. B. in „Ich, Jahwe, spreche zu dem Norden: Gieb!“ (Jes. 43 6). Folglich kann in Gen. 1 3 5 etc. nur gemeint sein und ist nur gemeint, dass Gott die betreffenden Denkakte und Willensäusserungen vollbracht habe.

Ferner lesen wir in Gen. 2 19 bei der Erzählung von der Vorführung der — Land- und Luft- — Tiere die Worte „und alles, was der Mensch ihm, dem Lebewesen, zurief, das sollte sein Name sein“. Aber ebenderselbe Reproduzent der ältesten Erinnerungen Israels hat in Gen. 11 1 ff. über die Verwirrung der Menschensprache berichtet und hat darnach gemeint, dass die Bezeichnungen der Tiere ihre ursprüngliche Gestalt verloren haben. Könnte er ferner gedacht haben, dass Abrahams Nachkommen von der Sprachverwirrung ausgenommen gewesen seien, obgleich sie doch Abkömmlinge jenes Pèleg waren, zu dessen Zeit die menschlichen Idiome sich differenzierten (Gen. 10 25, 11 18—26)? Dieser Gedanke liegt auch nicht darin, dass der Hebräer im Verhältnis zu seiner Sprache die der Assyrer, Babylonier und Ägypter nicht bloss als eine ihm unverständliche, sondern als eine stammelnde ansah: vgl. Deut. 28 49: cuius linguam tu non audies i. e. non intelliges; Ps. 114 1, wo die Ägypter ein unverständlich redendes Volk genannt sind; Jes. 28 11: durch Stammeleien von Lippen und durch eine andere Sprache (was sich zunächst auf die assyrische Sprache bezieht) wird er (Jahwe) zu diesem Volke reden, und ganz ähnlich heisst

dungen findet man in meiner „Stilistik, Rhetorik, Poetik, in Bezug auf die biblische Litteratur komparativisch dargestellt“ (1900), S. 278 f.

es in 33 19; Jer. 5 15; Hes. 3 5 f. In solchen Aussagen kann die gleiche Art des Urteilens sich kundgeben, wie sie sich darin zeigt, dass z. B. die Griechen ihr Schönheitsideal als das wahre ansahen.

Demnach ist die Meinung, die Sprache der Hebräer sei das uranfängliche und einzig intakt gebliebene Menschenidiom, nicht im Sinne des AT. Die Verkennung dieses Sinnes war nicht verwunderlich, so lange man erst noch anfing, die mit dem Hebräischen verwandten Sprachen genauer kennen zu lernen.]

Nämlich bald haben die Juden, wie anzuerkennen ist, ihren Blick über die eigene Sprache hinausgelenkt. Denn bereits die Talmudisten erklärten manche hebräische Wörter aus fremden Sprachen und bereits im Talmud ist der Begriff „Sprachverwandtschaft“ zum Ausdruck gekommen. Denn in Pesachim 87a steht: Rabbi Chanîna meint „der Heilige (gelobt sei er) hat Israel nach Babel nur deswegen verbannt, weil seine Sprache nahe steht (oder verwandt ist) der Sprache des Gesetzes“ (מפני שקרוב לשונם ללשון התורה).[1] Auch Saʿadja († 942) hat in seinen Schriften öfters das Arabische zu Hilfe gerufen, insbesondere aber hat Quraisch eine ausführliche Vergleichung des Biblisch-Hebräischen mit den verwandten semitischen Dialekten angestellt. Über die hebräisch-arabische Sprachvergleichung des Abulwalîd vgl. Bacher in seiner Schrift über dieses Thema und dazu die Besprechung von Seybold im Litteraturblatt für orientalische Philologie (1884), S. 51 f. 54. Chajjûǧ sodann hat zwar ausdrücklich das Arabische fast gar nicht herangezogen,[2] aber er hat die Analogie des Arabischen in der Grammatik zur Geltung kommen lassen.[3] Verwandtschaft und Unterschied des Aramäischen war auch David Qimchi bekannt, wie man aus seinem Mikhlôl (ed. Rittenberg), fol. 191 b ersieht.

Aber bei dieser Sprachvergleichung war man im Judentum immer von der Superiorität des Hebräischen überzeugt. So ergiebt es sich aus dem jer. Talmud (Megilla 1 5).[4] In Targ. Jerusch. zu Gen. 11 1 und Bereschith Rabba zu Gen. 2 23 wird die hebräische Sprache als die bezeichnet, durch welche die Welt erschaffen wurde. Denn in Ber. r., parascha 18 und 31 (vgl. A. Berliner, Beiträge etc., S. 9) wird zu den

---

[1] Vgl. Goldziher, Tanchûm Jeruschalmi (1870), S. 11 ff.

[2] Drachman, Die Stellung und Bedeutung des Jehuda Chajjuǧ (1885), S. 36, Anm.

[3] Vgl. Jastrow, ZATW (1885), S. 205, allerdings wird die Bedeutung des Chajjûǧ etwas abgeschwächt in ZDMG 1887, S. 298.

[4] Erwähnt bei A. Berliner, Beiträge zur hebr. Gram. in Talmud und Midrasch (1878), S. 9.

Worten „diese wird Männin (אשה, *'išša*) genannt werden, weil diese von Mann (איש, *'îš*) genommen ist" (Gen. 2 23 b) folgendes gefügt: „Entsprechend dem, dass die Tora in der heiligen Sprache gegeben ist, so ist auch die Welt durch die heilige Sprache geschaffen worden, man höre ja von jeher [griechisches] γυνή (גוני) neben [griechischem] ἄνθρωπος (אנתרופי), [aramäisches] *gabrâ gebartâ*, aber *'îš* und *'išša*, weil der eine Ausdruck mit dem andern Ausdruck zusammenfällt". Aber die Bedeutung der Worte von Gen. 2 23 b wird wohl erschöpft werden, wenn man in ihnen den Sinn findet, dass das gleiche Niveau des männlichen und des weiblichen Teiles der Menschheit in den lautverwandten Bezeichnungen dieser beiden Menschheitsteile eine Parallele gefunden habe. Jedenfalls traf man nicht den wirklichen Sinn der angeführten Stelle Gen. 2 23 b, indem man ohne genügende Beachtung von 11 9 meinte, dass die hebräische Sprache vor und nach dem Ereignis die gleiche gewesen sei, das in 11 9 mit den Worten „Dort verwirrte Jahwe die Sprache der ganzen Erde" berichtet wird. Dieses Urteil gilt auch gegenüber allen denen, welche an die talmudische Auffassung sich angeschlossen haben.

Dies that z. B. Abulwalîd im Riqmah (ed. Goldberg), S. 1, indem er sein Buch mit den Worten „Wisse, dass der Anfang des Redens überhaupt das Hebräische ist" beginnt. Ferner liess Jehuda Hallewi in Al-Chazari, Buch 2, § 68 den Rabbi sagen: „Nach der Tradition ist die hebräische Sprache die Sprache, in welcher Gott sich Adam und Eva mitteilte, und welche diese selbst gebrauchten". Maimûni († 1204) formulierte gar den Satz, dass das Arabische ein ausgeartetes Hebräisch sei.[1] Ebendieselbe Meinung drückte D. Qimchi im Mikhlol (ed. Rittenberg), fol. 1 a so aus: „Und Gott erwählte Israel aus allen Nationen und die Sprache von Eber aus allen Sprachen, und durch sie offenbarte er sich seinem Volke auf einem der Berge und redete zu ihnen zehn Worte". Abr. de Balmes sagte in seinem מקנה אברם (ed. 1523), S. 1, Z. 24: „Wir glauben, dass diese [hebräische Sprache] die Sprache ist, in welcher der Schöpfer mit Adam sich unterhalten hat".

Auch Buxtorf schrieb (Thes. gram. ling. hebr., praef., S. 3): „Dignitas huius linguae quae potest maior esse, quam quod sit lingua prima generis humani?" Dies war ferner die Ansicht der „Gussetiani" und „Neumanniani", die Schultens auf pag. CLXV der Praefatio zu seiner Ausgabe von Erpenii Grammatica arabica (1748) erwähnte. In

---

1 Goldziher, Tanchûm Jeruschalmi, S. 18. Bacher, ZDMG 1889, S. 258 verweist zur Ergänzung noch auf Bukrât's Äusserung לשון הערב שהוא לשון קדש משובש [שָׁבַשׁ = vermischen, verwickeln, verwirren, daher: korrumpieren].

dieser Vorrede beleuchtete er auf 165 Seiten den Anspruch der Juden, dass ihre Sprache die ursprüngliche sei, dass die Quadratschrift schon vom Sinai stamme, dass die Punktation von Gott herrühre, dass auch die grammatische מסרת und alle קבלה von Mose herstamme. Es hat sich aber nicht erfüllt, was er auf pag. CLVIII als Hoffnung aussprach „Cavebunt in posterum doctores christiani, ne vitim hancce Sodomaeam etc. admirentur“. Denn Kromayer hat, obgleich er das Arabische zum Verständnis des Hebr. gebraucht wissen wollte, doch, wie der Titel seines Buches „Filia matri obstetricans sive de usu linguae arabicae in addiscenda lingua ebraea“ (1707) bezeugt, immer noch die hebräische Sprache als die Mutter und als deren Tochter die arabische Sprache betrachtet. Nach dem Erwachen eines gründlicheren Studium der semitischen Sprachen hat aber nur das Streben, eine vermeintliche Lehre des AT zu vertreten, zur Überschätzung des Hebräischen geführt bei J. F. v. Meyer etc. (Diestel, Gesch. des AT in der christl. Kirche, S. 569). Von objektiven Anzeichen der Sprachgeschichte wollten Männer, wie J. D. Michaelis, ausgehen. Aber die obige Beleuchtung ihrer Ansicht hat gezeigt, dass diese mit der Gesamtanalogie sprachlicher Entwickelungen, die wirklich im Lichte der Geschichte liegen, nicht zusammenstimmt.

Aber auch dem Aramäischen ist in älterer und neuerer Zeit der Rang zugesprochen worden, die altertümlichste Ausprägung des altsemitischen Sprachtypus zu sein.

Diese Anschauung wurde schon im Talmud geäussert (A. Berliner, Beiträge zur hebr. Gram. in Talmud etc., S. 9), indem es in Sanhedrîn 38b heisst: אדם וג׳ „Adam erzählte in aramäischer Sprache“. Man legte ihm nämlich Ps. 139 17 in den Mund und sah das dortige רֵעֶיךָ (Interessen, Absichten, Gedanken) als einen Aramaismus an. Ebendieselbe Anschauung ist — nicht bloss indirekt, sondern — direkt in neuerer Zeit von folgenden Gelehrten geltend gemacht worden.

G. W. Freytag bemerkte in seiner „Einleitung in das Studium des Arabischen“ (1861), S. 31 f.: „Von allen diesen — semitischen — Sprachen ist keine, welche sich durch den geringen Grad ihrer grammatischen Ausbildung so sehr auszeichnet, als die Sprache, die wir jetzt die chaldäische nennen. Das Alphabet blieb — in dieser

Sprache — auf seiner ursprünglichen Stufe der unbestimmten Aussprache einzelner Buchstaben stehen“. Allerdings gab er dies zu, dass die arabische Sprache schon zu Muhammeds Zeit die feinen Lautnuancen besessen habe, die in der altarabischen Sprache gefunden werden. Denn er sagte: „Wenn man sieht, dass in dem Cufischen Alphabet, welches die Araber in Muhammeds Zeit als Schrift annahmen, eine so geringe Zahl von Schriftzeichen war, so könnte man auf den Gedanken geführt werden, es habe die Sprache zu Muhammeds Zeit nicht mehr unterscheidende [sic] Töne gehabt. Diese Annahme wäre aber irrig, denn die Araber fanden zu jener Zeit wohl keine Schrift, welche passender war als die syrische und wollten von den Juden die hebräische nicht annehmen. Die Araber mussten sich im Anfang mit den vorhandenen Buchstaben der syrischen Schrift begnügen, denn da im Anfang die Aussprache der Schrift des Korans durch die Tradition erhalten und fortgepflanzt wurde, ohne wesentlich verändert zu werden, so ist es wohl mehr als wahrscheinlich, dass schon zu Muhammeds Zeit die arabische Sprache ebensoviel Töne hatte, als später die Grammatiker durch Vermehrung des Alphabets in der Sprache festsetzten, denn die Grammatiker haben gewiss nichts Neues hinzugethan“ (S. 41). Dieses sein eigenes Zugeständnis ist dadurch als notwendig erwiesen, dass die Existenz z. B. des doppelten ح, also des *ḥ* und *ḫ*, für das Altarabische schon oben S. 38 1 ff. begründet worden ist. Aber in morphologischer Hinsicht meinte er: „Im Hebräischen fingen die Modi an, im regelmässigen und unregelmässigen Verbum sich zu bilden, und es ist wohl dem Umstand, dass die weitere Fortbildung der Sprache im Exil unterbrochen wird, zuzuschreiben, dass dieselbe sich nicht weiter ausbildete“ (S. 34). Indes die hebräische Kohortativendung *ā* ist im Verhältnis zur arabischen Endung *an*(*na*) das Rudiment und nicht der Keim. Übrigens hat Freytag seine Annahme, dass „in der arabischen Sprache selbst eine — besondere — Bildungsfähigkeit liegen musste“ selbst wieder zerstört, indem er anerkennen musste, dass „die späteren Araber [nach Muhammed] in Rücksicht auf Person, Genus, Numerus und Modus nichts Neues hinzufügten“ (S. 55). Dies eben weist darauf hin, dass die arabische Sprache sich nicht in der Richtung auf die Ausgestaltung hin bewegte, und da die spätere arabische Sprache im wesentlichen bei dem sprachgeschichtlichen Stadium angelangt ist, welches die hebräische Sprache darstellt, so ist der natürlichste Schluss der, dass das Arabische und das Hebräische im wesentlichen von dem gleichen Niveau ausgingen und nur — wegen des verschiedenen Grades der aufreibenden Lebensthätigkeit — in verschiedenen Zeiträumen zu dem gleichen Stadium gelangten.

Auch M. Schultze meinte in seiner „Grammatik der aramäischen

Muttersprache Jesu“ (1899) im Vorwort und in § 1, dass das Aramäische „das altertümlichste Lautsystem“ besitze.

Eine eingehendere Betrachtung erfordert die Abhandlung, die H. Ewald „Über die geschichtliche Folge der semitischen Sprachen“ schrieb[1].

„Das Ergebnis aller hierher gehörenden Untersuchungen“, so bemerkt Ewald (S. 167), „ist, dass das Semitische nach einander durch fünf sehr verschiedene Stufen hindurchging, auf deren jeder es in seiner eigentümlichen Gestalt als eine besondere Sprache weiter Ausdehnung stehen blieb. Diese fünf Sprachbildungen sind 1) das Aramäische, 2) das Altäthiopische, 3) das Althebräische, 4) das Südsemitische, 5) das Arabische“. Seine Beweise sind die folgenden:

„Nur das Aramäische hat die Endung *at(an)*, welche das Selbstwort [= Substantiv] auszeichnet, im sogenannten Status emphaticus bewahrt“ (S. 173 f.). Aber über dessen Endung *ā* s. o. S. 50 10 ff. Ferner „*nektub* ist älter, als *jaktubu*“ (S. 174 f.). Diese Behauptung ist betreffs des *n* und *j* unbewiesen, und sie verstösst betreffs des Auslautes sogar gegen die Analogie anderer Sprachentwickelungen. Sodann giebt er selbst zu, dass „der Gebrauch des Partizips zur Bezeichnung des Präsens im Aramäischen eine Neubildung“ sei. „Aber nur nach der Wortbildung und nicht nach der Wortverwendung sei die Ursprünglichkeit einer semitischen Sprache zu beurteilen“ (S. 175 f.). — „Das Altäthiopische, eine ältere Stufe des bekannten Äthiopischen, schliesst sich an, weil es das Selbstwort durch ein mit jenem *â* wechselndes *u* unterscheidet“ (S. 178). Ein solches *û* zeigt sich aber nur bei einem kleinen Teile des äth. Nominalbereiches als Nominativauslaut[2]. „Das Äth. hat als Auszeichnung des Selbstwortes gegenüber dem Beschreibewort ein aus jenem *u* entstandenes *î*, vgl. ናፋቂ፡ [*nāfâqî* „Heuchler“] mit ነዳይ፡“ [*naddâj* „elend, arm“; S. 178 f.]. Indes wesentlich dieselbe Endung *i-j* fand sich auch im Altarab., und ihre Anhängung ist auch im Äth. nicht auf Substantiva beschränkt (vgl. Dillm. § 117). — Sodann „im Althebräischen ist ein mit jenem aus *an* entstandenen *â* vielleicht zusammenhängendes *al*, *hal* zum vortretenden Artikel geworden“ (S. 180 f.). Darüber siehe oben S. 68, Anm! „Die Dichter gebrauchen den Artikel im Hebr. noch weit weniger“ (S. 181). Aber ist dies, wie Ewald meinte, bloss daraus er-

---

1 Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Band XV (1871), S. 166—219.

2 Dillmann, Äth. Gram. § 142 (2. Aufl. 1899, S. 283).

klärlich, dass der Artikel erst ein sekundäres Sprachgebilde ist? Jene Erscheinung hatte auch in der Eigenart der poetischen Anschauung eine Quelle (vgl. meine „Stilistik" etc., S. 281)[1]. Ferner „die schliessenden Endungen *â* etc. verloren sich beim Vortreten des determinierenden *al*, *hal*". Ob der Auslaut *â* im Althebr. existiert hat, ist unbekannt. Jedenfalls verhallten die vokalischen Auslaute beim althebr. Nomen auch ohne dass der Artikel konkurrierte. „Aber eine Spur jenes wegfallenden *a* hat sich noch erhalten in dem *a* z. B. von חֶשְׁבּוֹן und מְלָכִים" (S. 183). Das *ā* des ersteren Wortes bedarf keiner Erklärung, und unter allen Versuchen, das *ā* von מְלָכִים abzuleiten, ist der, den Ewald hier gemacht hat, der unglücklichste[2]. — Weiterhin im Südsemitischen tritt die innere Pluralbildung auf (S. 184f.), welche sich auch in örtlich angrenzenden afrikanischen Sprachen findet" (S. 185)[3]. „Auch der ungemein häufige und überaus geschickt angewandte Gebrauch des Zielstammes ist es, wodurch das Südsemitische sich von den übrigen Sprachen immermehr zu trennen beginnt" (S. 196). Aber ob es „beginnt", ist eben die Frage. „In der unvollendeten Zeit[4] zog sich die alte Endung *an* oder *in* beim Äth., indem die innere Wortbildung auch bei ihr sich Bahn brach, zum blossen *a* abgestreift, bis hinter den zweitletzten Wurzellaut zurück, wodurch die unvollendete Zeit eine ganz andere Gestalt empfängt: *jegâber* für *jegberan*" (S. 197)[5]. — Endlich „auf der fünften Stufe kommt die Ausbildung des Satzbaues hinzu im Äth. und hauptsächlich im Arabischen". Aber erstens beachte man die oben S. 69, Anm. zitierten Worte eines solchen

---

1 Auch „in der arabischen Poesie ist der bestimmte Artikel etwas seltener als in der Prosa" (Reckendorf, Die syntaktischen Verhältnisse des Arabischen, S. 163).

2 Die Diskussion aller neuesten Erklärungen des *ā* von מלכים findet man in m. Lehrgeb. 2, S. 408f. — Dass in diesem *ā* von מלכים ein Element der innern Pluralbildung liege, wie G. Kampffmeyer, ZDMG 1900, S. 658 vermutungsweise bemerkt, streitet wohl mit dem *îm*.

3 Die neueste Litteratur darüber ist in meinem Lehrgeb. 2. S. 430 beleuchtet und s. o. S. 66 10ff. Ein hauptsächlich in Arabien auftretendes Phänomen des Sprachgebrauchs aus afrikanischem Einfluss herzuleiten, ist sehr gewagt.

4 „Jaqtul", wie ich in meiner Syntax statt des wenig passenden Terminus „Imperfekt" vorgeschlagen habe.

5 Dies ist eine haltlose Vermutung. Der wahrscheinlichste Ursprung des äth. *jeqâtel* und ass. *ikâšad* ist in m. Lehrgeb. 2, S. 391f. besprochen.

Kenners, wie Sprenger es war[1]. Sodann aber kann, wie mehrmals schon oben von mir (S. 68 14 ff.) und auch von Ewald selbst (S. 175 f.) bemerkt wurde, der Fortschritt, den einige semitische Litteraturen (s. o. S. 69 9 ff.) in Bezug auf Sprachverwendung zeigen, nicht im allgemeinen über den Grad der Ursprünglichkeit der betreffenden Sprachen entscheiden. Dieser Grad hängt weit mehr von der formalen Seite dieser Sprachen ab. Darüber bemerkte aber Ewald weiter folgendes: „Jene Bezeichnung des Nennwortes [er meinte: *an*, *â*] hat das Arabische für den Begriff des Nennfalles vereinzelt und das Nomen zum Werte des Nominativs erhoben“ (S. 202). „Denn das Semitische hatte zwar von Anfang an eine ganz bestimmte Bezeichnung des Leid- oder Folgefalles (Lateinisch: des Akkusativs) und zwar nach dem Hinterbaue des Wortes als dem ursprünglichsten: nämlich *hánna*, welches die Richtung auf eine Person oder Sache bezeichnen sollte, noch im Äth. für gewisse Fälle als *hâ* erhalten, auch im Aram. bekannt (vgl. אֱרַין), Reste von *â* im Hebr., *an* (Pausalform *â*) im Arab., *a* im Äth“. Darüber vergleiche man meine Syntax § 287 ab! „Allein ganz verkehrt würde man meinen, der Nominativ als solcher sei im Semitischen ursprünglich durch eine Endung bezeichnet worden“ (S. 203). Dies ist eben die Frage. „Aber das Arabische strebt diesem Ziele zu, indem es die alte Endung des Nennwortes in der Aussprache *un* festhielt“ (S. 204). Also *an* wurde in der Aussprache *un* „festgehalten“! Wohin die wirkliche Entwickelung des Arab. „strebte“, siehe oben S. 21 ff. 37 ff. 61 ff. „In der Wortkette [er meinte: Genetivverbindung] wurde das erste Glied ursprünglich durch eine besondere Endung unterschieden, welche sich aus ihrem ersten längeren Laute [?] gewöhnlich zu einem blossen *i* verfeinert hatte. Wenn dafür im Äth. ein *a* erscheint, so ist zu bedenken, dass sowohl dieses als jenes aus einem ursprünglichen *ae* sich verflüchtete“[2]. „Das Arabische warf jenes *i* bis aufs Ende des zweiten Gliedes der Wortkette zurück und

---

[1] Ähnlich äusserte sich G. Flügel, Die grammatischen Schulen der Araber, S. 9.

[2] Dillmann wollte in seiner Äth. Gram. § 144 dieses *a* des äth. Status constructus mit dem amharischen Genetivzeichen *ja* (siehe darüber m. Syntax § 283 c) kombinieren und sprach in seinen „Bemerkungen zur Gram. des Geʿez“ (1890), S. 5 von dem „alten *a* des St. c., welches im Geʿez immer erhalten blieb“. Aber nach der Analogie der Sprachgeschichte entstand dieses *a* doch vielleicht so, dass die Endung, welche die gewöhnliche, d. h. akkusativische, Abhängigkeit des Nomens bezeichnete, zum allgemeinen Kennzeichen seiner Abhängigkeit wurde.

schuf dadurch beim ersten Glied eine offene Stelle zur Aufnahme des Zeichens des Nominativs oder jedes anderen Kasus". Aber das Arabische hat nichts zurückgeworfen, sondern Ewald hat verschiedene Dinge, die Genetivendung des Besitzers und die Anlehnung[1] des Besitztums, zusammengeworfen.

Den geschichtlichen Beweis für seine Anschauung wollte Ewald auf S. 207 ff. so führen, dass er sagte: „Wir kennen das Aramäische aus dem 2. Jahrtausend v. Chr.[2], wir besitzen längere und kürzere Schriftstücke von ihm seit dem 7. Jahrh.[3] in grosser Zahl und in verschiedener Mundart". Aber diese Behauptungen sind unsicher, und jedenfalls beweisen sie nicht, dass die Grundzüge der arabischen Sprachgestalt nicht schon vor den Anfängen der aramäischen Litteratur und gleichzeitig mit ihnen existiert haben. — Dass sodann die altäthiopische Stufe der Entwickelung erreicht worden sei, wollte er daraus beweisen (S. 211—213), dass ein altkuschitisches Reich existiert habe. — Weiter „vom Arabischen finden wir heute die erste Spur in einem Buche aus dem Ende des 2. Jahrtausend v. Chr., dem Buche der Ursprünge[4] (Gen. 10 26: אַלְמוֹדָד), woraus wir wenigstens soviel ersehen, dass es damals in einigen seiner noch heute fortdauernden Eigentümlichkeiten (Artikel *al* und Zielstamm) längst bestand. Allein dass es damals mit all den ganz besonderen Eigenschaften bestanden habe, folgt daraus bei weitem nicht" (S. 216). Aber dies bleibt ein natürlicher Schluss, der durch die sonstigen Momente der Sprachgeschichte unterstützt wird (s. o. 52 12 ff.). Das Gegenteil, was Ewald annahm, lässt sich jedenfalls nicht daraus beweisen, dass die uns erhaltene Litteratur der Araber „abgesehen von ein paar Inschriften"[5] nicht sehr lange vor Muhammed beginnt". Darüber s. o. S. 111 6 ff. Übrigens findet sich keine Tradition davon, dass Muhammed die Flexionsformen des Arabischen geschaffen oder befestigt habe, während die Tradition in anderer Hinsicht die vormuhammedanische Zeit als die der Unwissenheit bezeichnet.

Auch der folgende Satz von Ewald „Wäre nichts als ein fort-

---

[1] Der psychologische Ursprung der *'Iḍâfe* ist in meiner Syntax § 272 d abgeleitet.

[2] Er meinte die zwei Worte יְגַר שָׂהֲדוּתָא Gen. 31 47.

[3] Meinte er die aram. Stücke im Buche Esra (4 8—6 18 7 12—26) und Daniel (2 4 b—7 28)? Die stammen nicht aus dem 7. Jahrh. v. Chr. — Die Zenǧîrli-Inschriften stammen aus dem 8. Jahrh., sind „nicht viel jünger als der Mêšastein" (Lidzbarski, S. 186).

[4] So nannte Ewald eine Pentateuchquelle.

[5] Seit 1871 hat sich die Zahl der südarabischen Inschriften bedeutend vermehrt.

gehendes Verderben hier möglich gewesen, so wäre ja der Untergang aller menschlichen Sprache zu fürchten" (S. 218f.) wendet sich gegen ein äusserstes Extrem, anstatt bei dem stehen zu bleiben, was die beobachtete Fortbildung des Lateinischen, Althochdeutschen, Altarabischen etc. in Wirklichkeit lehrt: frühere volle Formationen der Sprache werden bis auf ein notwendiges Maass reduziert, und andere Mittel der Spracherneuerung kommen zur Verwendung, als wie sie im Altarabischen verwendet worden wären, wenn dieses aus einem Parallelgebilde des Aramäischen oder Hebräischen sich entfaltet hätte. In der Fortbildung des Lateinischen sehen wir ja Hilfszeitwörter die frühere organische Verbalflexion ersetzen und Präpositionen für die früheren Kasusendungen eintreten — das gerade Gegenteil wäre in der von Ewald vorausgesetzten Entwickelung des Aramäischen oder Hebräischen zum Altarabischen geschehen.

Ewald fügte hinzu: „Schon in einer einmal gegebenen Sprache wirkt jeder bessere Redner und Dichter diesem Verderben entgegen". Ja, aber sie schaffen keine solche Fortentwickelung, wie das Altarabische, wenn es mit Ewald für die spätere Phase des Aramäischen oder Hebräischen zu halten wäre, gegenüber diesen Gestalten des Semitischen zeigen würde.

Ewald schloss seine Abhandlung mit folgenden Sätzen (S. 219): „Man versuche doch mit der Vorstellung, das Arabische sei die älteste semitische Sprache einmal Ernst zu machen und sie durch alles zu erweisen. Vom Aramäischen ganz abgesehen, würde man nicht einmal bis zum Äthiopischen, noch weniger bis zum Hebräischen herabsteigen, ja, nicht einmal die zwei im Arabischen selbst über einander liegenden Sprachschichte [sic] verstehen können".

Der da von Ewald geforderte Versuch ist im Obigen von mir gemacht worden, und ich hoffe, gezeigt zu haben, dass nicht nur das Verhältnis des Altarabischen zum Neuarabischen, sondern auch das Verhältnis des Altarabischen zum Äthiopischen und zu den andern alten Ausprägungen des Semitischen als Erscheinungen erwiesen worden sind, die in der historisch beglaubigten Sprachentwickelung ihre Parallelen haben und wohl zu verstehen sind.

IV. Schluss.

Die Beobachtungen, die im Obigen über das gegenseitige Verhältnis der fünf altsemitischen Hauptsprachen vorgelegt worden sind, begründen das Urteil, dass sie verschieden weit vorgeschrittene Entwickelungsstadien eines semitischen Uridioms darstellen. Aber eine andere Frage ist noch diese, ob alle fünf als von einander unabhängige Parallelentwickelungen anzusehen sind, oder ob einzelne von ihnen wieder einander besonders nahe stehen, weil sie entweder zuerst einen einheitlichen Ast bildeten, oder weil ihre Abzweigungspunkte am gemeinsamen Stamm dicht bei einander lagen, oder weil sie wenigstens durch die gleiche Sonnen- und Windlage, vielleicht auch durch ihren Blütenstaub einander beeinflusst haben.

Führt man, um diese Frage zu beantworten, die jetzt gebrauchten Metaphern auf eigentliche Ausdrücke zurück und zerlegt jene Frage in ihre einzelnen Momente, so ist zuerst zu untersuchen, ob die semitische Ursprache an allen Punkten ihres Verbreitungsgebietes ein völlig einheitliches Gebilde war. Wenn dies nun nach der Analogie neuerer Sprachen zu verneinen ist, und mindestens Keime dialektischer Verschiedenheiten auch in der semitischen Ursprache vorausgesetzt werden müssen, so lassen sich daraus Eigentümlichkeiten ableiten, wodurch einzelne Hauptäste des semitischen Sprachstammes sich zugleich von andern unterschieden und zugleich mit einander zusammenschlossen. Schon daraus also kann sich z. B. die Übereinstimmung erklären, die das Assyrisch-Babylonische und das benachbarte Minäische in dem *š* (= *sch*) zeigen, womit die Formen des Personalpronomens der dritten Person anlauten: *šû* etc. s. o. S. 63, Anm. 4.

Also freilich nicht schon bei dieser Erscheinung, aber sonst im übrigen muss man sich stets dessen bewusst bleiben, dass Parallelentwicklungen auftreten können. Eine solche kann darin liegen, dass das Afformativ der 1. sing. Perf., das im Assyrisch-Babylonischen (*kašdâk(u)*) und Äthiopischen (*qatalkû*) mit *k* anlautet,[1] im Hebräischen (*qaṭaltî*), welches mit dem Assyrisch-Babylonischen in *anâkû-anôkhî* verwandt ist, ebenso mit *t* beginnt, wie im Arabischen (*qataltu*) und Aramäischen (*qiṭleṯ* etc.). Die Korrespondenz von *k* und *t*, oder überhaupt von Palatal und Dental, die sich lautphysiologisch[2] und sprachhistorisch[3] nachweisen lässt, kann sich mehrmals in Ästen des semitischen Sprachstammes geltend gemacht haben.

Wiederum aber hiesse es, diese Möglichkeit von Parallelbildungen zu sehr ausbeuten, wenn man aus ihr alle Zusammenstimmungen zweier oder mehrerer Hauptäste des Altsemitischen herleiten wollte. Zu ihrer Erklärung muss auch die Möglichkeit geographischer Nähe oder politischer und sonstwie vermittelter Gemeinschaft der betreffenden Volksstämme in Rechnung gezogen werden.

Auf Grund dieser Erwägungen und der oben gegebenen Darlegungen scheint mir das Verhältnis, in welchem die Hauptäste des semitischen Sprachstammes zu diesem stehen, am richtigsten in folgender Weise charakterisiert zu werden. Die Semiten strömten in mindestens zwei Fluten südwärts: eine Abteilung rückte mehr östlich am Tigris (und Euphrat) südwärts: assyrisch-babylonisches Semitisch. Von hier aus

---

[1] Spuren dieses *k*-Lautes finden sich auch im Harari und im Amharischen (Prätorius, Die amh. Spr. § 215).

[2] Vgl. Ernst Brücke's Worte, die ich in „Gedanke, Laut und Accent etc.“ S. 58 angeführt habe. Cf. ארעא (*'arghå*), ארקא, *'arḍun*!

[3] Siehe Nöldeke's und Hommels Bemerkungen in ZDMG 1884, S. 413 f. 419, resp. in „Die sem. Völker und Sprachen“ 1883, S. 288.

schoben sich die Phönizier und Hebräer zwischen die Sitze der andern Abteilung, die mehr westlich nach Süden gezogen war oder wenigstens mehr westlich lagerte, d. h. die aramäischen und arabischen Stämme. An der Berührungslinie von Aramäisch und Phönizisch bildete sich das Zenǧîrli (s. o. S. 78 17. 104 27), und an das assyrisch-babylonische Semitisch grenzen weiter südwärts das Minäische, Ḥaḍramautische und Äthiopische an und lassen die Wellen des östlicheren und des westlicheren Hauptstromes sich mischen.

Diese Gruppierung der semitischen Sprachen ist nach meinen obigen Darlegungen richtiger, als folgende: Sowohl Nöldeke (Die sem. Sprachen 1899, S. 18f.) als auch Wright (Comparative Grammar, S. 10) teilen die semitischen Sprachen in nordsemitische und südsemitische und rechnen zu jenen gleichmässig das Hebräisch-Phönizische, das Aramäische und das Assyrische. Ferner D. H. Müller (Die altsemitischen Inschriften von Sendschirli [WZKM] 1893, S. 390) versteht unter „Nordsemitisch" das „Hebraeo-Aramäische". Sodann die Reihenfolge „Babylonisch-Assyrisch, Aramäisch, Kanaanäisch", in der bei Marti (Gram. des Biblisch-Aram. 1896, S. 4) die Zweige des „Nordsemitischen" gruppiert sind, scheint mir unberechtigt. Schon wegen ihrer Stellung zu den Dentalen und wegen des gemeinsamen Besitzes von *anâkû*, resp. *anôkhî* gehören das Assyrisch-Babylonische und das Kanaanitisch-Hebräische näher zusammen. Marti's Zusammenstellung bezeichnete auch H. Zimmern (Vergleichende Gram. der sem. Sprachen 1898, § 1g) als „kaum zulässig". „Eher scheint ihm (a. a. O.) noch eine Einteilung in Ostsemitisch (Babylonisch-Assyrisch) und Westsemitisch (Aramäisch, Kanaanäisch, Arabisch-Äthiopisch) gerechtfertigt". Diese Aufstellung Hommels ist oben S. 70 14 ff. 96 1 ff. beurteilt worden.

Diese nach sprachlichen Indizien gezeichneten Grundzüge einer Geschichte des Semitischen werden auch durch andere Momente befestigt. Dazu gehört der Umstand, dass der Name As(s)ur zunächst an einem nordöstlichen Distrikte am oberen Tigris haftete und von da aus südwärts weiter wanderte. Dazu gehört ferner die Thatsache, dass das semitische Element stärker in Assyrien, als in Babylonien war. Mit beiden Umständen stimmt weiter das von ihnen

doch genetisch unabhängige Moment, dass in der hebräischen Tradition die Namen ʿElam, Aššur, Arpakhschad, Lud und Aram als die fünf Hauptzweige des semitischen Stammes aufgezählt sind (Gen. 10 22), und dass unter ihnen weder Babel noch Arabien sich befindet. Dazu kommt folgendes andere negative Moment. Wären die Semiten vom Südwesten her nach Babylonien eingewandert (C. P. Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte, S. 107), so könnte zwar der Umstand, dass die Semiten im Süden des Euphrat-Tigris-Gebietes das schwächere Element waren, erklärt werden, aber das Fehlen des arabischen Namens für Dattelpalme im Assyrisch-Babylonischen würde nicht recht erklärlich sein (s. o. S. 73 10ff.), und jedenfalls ist nicht die Einwanderung von Semiten nach Ninive in Gen. 10 11 gemeint, wie in Cheyne-Black's Encyclopaedia Biblica, Vol. 1 (1899), S. 363a einfach steht: „The Assyrians went forth from the Babylonians“. Denn in Gen. 10 11 ist von einer vorsemitischen Völkerbewegung die Rede.

Allerdings hat Montet neuerdings wieder (auf dem Orientalistenkongress zu Rom 1899; vgl. The Expository Times 1900, S. 146b) die arabischen Traditionen gebilligt, wonach die gemeinsame Geburtsstätte aller semitischen Völker in Arabien lag. Aber während er diesen späten arabischen Traditionen, die aus dem Nationalstolz der Araber sich erklären lassen, Glauben schenkte, hat er die viel frühere Überlieferung der Hebräer (Gen. 11 28 ff. s. o. S. 80, Anm. 1), die sich nicht ebenso ableiten lässt, bei Seite geschoben. Er hat auch die sprachliche Geschichte der Israeliten (s. o. S. 79—95) nicht hinreichend beachtet, indem er behauptete, dass Arabien der Ausgangspunkt jenes Wanderzuges der Israeliten gewesen sei, den hebräische Schriftsteller als die Berufung Abrahams beschrieben hätten. Soweit ferner seine Annahme, dass das Aramäische und das Arabische einstmals dieselbe Sprache gewesen seien, richtig ist (s. o. S. 97f.), lässt sie sich auch nach der Vorstellung von der Geschichte des Semitischen verstehen, die ich auf S. 123f. auszusprechen mir erlaubt habe. Mit dieser Vorstellung ist endlich auch die von mir neu begründete Thatsache wohl erklärlich, dass das Altarabische die relativ echteste Ausprägung des Altsemitischen ist. Denn das Semitische konnte in der

arabischen Halbinsel, die lange Jahrhunderte vom Branden der Völkerwellen verschont blieb, eine stille Bucht finden, wo es sich in seinen wesentlichsten Eigenheiten ebenso bewahren konnte, wie z. B. das Indogermanische im Litauischen.

Übrigens von den Berührungen, die zwischen dem Semitischen und dem Ägyptischen sich finden und in meinen früheren Arbeiten an jedem Punkte bemerkt sind, können manche nur Produkte der Parallelbildung sein. Dahin kann z. B. die Ähnlichkeit von *anâkû* und *anôkhî* einerseits und der ägyptisch-koptischen Bezeichnung von „ich“ andererseits gehören. Denn für „ich“ ist im Ägyptischen die ältere Form *w'i*, welches mit Verstärkung *w'i'i* gesprochen wurde. Aber *'inwk* tritt erst spät hervor, und aus einem *ĕinwok* mag das koptische *anok* entstanden sein (so nach Erman, ZDMG 1892, S. 96f.). Indes dürften die vielen Berührungen, die sich zwischen dem Semitischen und dem Ägyptischen zeigen, doch wahrscheinlich zum grossen Teil aus einer vorzeitlichen Nachbarschaft von Semiten und Kuschiten herstammen, und diese Nachbarschaft entbehrt ja auch noch während der geschichtlichen Zeit nicht aller Spuren in den Gegenden vom untern Euphrat an durch Südarabien hindurch. Aber freilich lässt sich das nicht behaupten, was Hommel in seinem Artikel „Babylonia“ in Hastings' Bible Dictionary, Vol. 1 (1898) sagt: „The Egyptians must in the remotest antiquity have emigrated from Mesopotamia to Africa“.

Stellenregister.

Eine Deutung der Abkürzungen, wie „WZKM“ etc., findet man z. B. am Schlusse meiner „Historisch-komparative Syntax der hebräischen Sprache“ (1897).

Einen Vorschlag, die Media von *s*, die dem französisch-englischen *z* entspricht, durch ein unterstrichenes *z* anzuzeigen, habe ich durch die Setzung des Zeichens *ẕ* ausgesprochen.

Belege für den auf S. 100 f. besprochenen Übergang von ث (*ṯ*) etc. in ت (*t*) etc. finden sich auch noch bei G. Kampffmeyer, Die arabische Verbalpartikel *b*(*m*) 1900, S. 49, Anm.

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

